

Heinrich Gerlach  
**Odyssee in Rot**  
*Bericht einer Irrfahrt*

Herausgegeben,  
mit einem Nachwort  
und dokumentarischem Material  
versehen von Carsten Gansel

Galiani Berlin



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2017

Verlag Galiani Berlin

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Lektorat: Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der ITC Stone und der DejaVu

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-144-7

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter [www.galiani.de](http://www.galiani.de)

## Erstes Kapitel Nebel und roter Dunst

Da ist sie, die Stadt!

Der Finger fährt über die Karte, fährt den langen grauen Stachelwurm entlang, der sich über 30 km weit an das himmelblaue Band des Stromes schmiegt. Ein dunstbrauner Schmutzschleier zieht sich über diese Bahn, oft schon ist der fettige Finger hier entlanggewandert. Sonst jedoch verrät das bunte Kartenbild mit seinen Häuserblocks, Straßenzügen und Plätzen, mit Bahnlinien und Grünanlagen nichts von dem, was hier geschah. Nichts davon, daß hier eine Stadt in Trümmer sank, zum gigantischen Friedhof wurde für Menschen und Dinge.

Stalingrad, Stalins eigene Stadt ...

Der Beobachter blickt angestrengt hinaus. Doch von dem, was die Karte, einer fernen Vergangenheit verhaftet, so unzulänglich wiedergibt, zeigt sich zunächst noch nichts. Der stumpfgraue Zinnstreifen unten im Weiß der Steppe ist der Don. Vorn im Osten, von wo aus sich jetzt schon der Wolgabogen entgegenwölben müßte, verschwimmt alles in rötlichem Dunst.

2. Februar 1943, 13.51 Uhr mitteleuropäischer Zeit. Die *Ju 88* der Luftflotte 4 fliegt Fernaufklärung über dem Kampfraum von Stalingrad. Temperatur 30 Grad unter Null, Höhe 6000 m. Ein paar hundert Meter tiefer hängen einzelne Wölkchen wie Wattetupfen im Raum. Die Wintersonne, die schon tief im Westen steht, läßt ihre Schattenpunkte langsam über die Schneefläche wandern.

»Nördliche Tour, Schorsch!« sagt der Beobachter. »Der Bahnlinie nach und dann den Gumrak-Bogen.« Er hält Karte und Logbuch auf den Knien. Der Mechaniker schaltet die Kameras ein.

Wenig Ortschaften duldet der unwirtliche Raum, kleine Häusergewürfel, zaghaft und gleichsam wie auf Probe hinge-

streut in das unendliche Weiß. Dort, wo der dünne Faden der Eisenbahn den Flußlauf kreuzt, liegt *Kalatsch*. Die Maschine ändert den Kurs und folgt diesem Faden, der sich bald mit der bizarren Schlängelschnur des Karpowka-Flüßchens verbindet. Links davon verläuft eine breitere und blässere Linie, die mittlere Rollbahn nach Stalingrad. Einst die Lebensader der 6. Armee ... Das da ist *Marinowka*, die »Nase« des Kessels, die zuerst abgeschlagen wurde. Dort, wo das Flüßchen sich von der Bahnlinie löst, um der alten Kesselfront nach Süden zu folgen, *Karpowskaja*, *Nowyj Rogatschew* ... Weiter vorn der Bahnhof *Bassargino*, Schicksalsraum der 6. deutschen Armee.

Auf dem blassen Rollbahnstrich kriechen kleine Punkte entlang, eine Ameisenreihe, hier und dort hineingestreut ein paar dicke Käfer.

»Bespannte und motorisierte Kolonnen, auch Panzer«, stellt der Beobachter fest. »Der Iwan zieht seine Reste ab. Wohl nichts mehr los dort hinten, wie?« Er kritzelt knappe Eintragungen in das Logbuch. Der Pilot dreht nach Norden ein.

Die vier Mann der Besatzung sind alte Hasen, sie kennen jeden Punkt in diesem Gelände. Viele Male sind sie hier geflogen. In jenen Augusttagen des vorigen Jahres, als General Hubes Panzer auf der nördlichen Rollbahn von Wertjatschij aus bis zur Wolga durchstießen und es nur noch eine Frage von Tagen schien, bis der Industriegigant fallen würde. Stalingrad, Stalins eigene Stadt ... Später dann die Wolga hinauf in Richtung Saratow und Kuibyschew, unten das flimmernde Glitzerband des Stromes, der sich wie geschmolzenes Silber durch die versengte Steppe ergoß, im Rücken den braungelben Rauchpilz der brennenden Stadt. Und die Nebelflüge im November ... Eisenbahnaufklärung nördlich des Donbogens, wo sich irgend etwas zusammenbraute. Diese scheußlichen Flüge durch trübe Milchsuppe, ständig von Vereisung bedroht ... Und dann riß mit einmal in 50 Metern Höhe der Wolkenschleier auf und gab für Sekunden den Blick frei auf marschierende Infanterie, auf Panzeransammlungen, Kavallerieeinheiten ... Meldungen, die oben niemand so recht ernst nahm. Bis das Unfaßbare geschehen war und der sowjetische Ring sich geschlossen hatte

um zwei Dutzend deutsche Divisionen ... Die winterlichen Erkundungsflüge zu den russischen Feldflugplätzen jenseits der Wolga; entlang den Eisenbahnlinsen bis nach Astrachan hinunter und hinauf bis nach Tambow und Pensa; immer über das kleine Inselreich der 6. Armee hinweg, dessen Grenzen sich bei Tage im Mündungsfeuer der schweren Waffen als huschende Punktlinien kundtaten, in der Abenddämmerung zuweilen als flackernder Feuerkranz.

Und dann die Tage im Januar, die dort unten alles wieder in Bewegung brachten. Dunkel gesprenkelte Flecken in dem schimmernden Teller, in denen ein Gewimmel weißer Ameisen herumkroch; schwarze Qualmwolken um die Flugplätze Pitomnik und Gumrak und Bienenschwärme russischer *Ratas* und *Sturmowikis*, die die eigene Maschine in achtbare Höhen zwangen. Umgrenzt jetzt von der Leuchtspur heftiger russischer Bodenabwehr, zog sich der Kessel zusammen wie ein austrocknender Wasserfleck. Zuletzt blieb nur noch die Stadt selbst, dieses rauchende Durcheinander, wie ein Netz ausgeleerter und von blindwütenden Nadelstichen zerstörter Bienenwaben, in denen es kochte und brannte und brodelte.

Da ist sie, die Stadt! Oder das, was davon übrigblieb, von Stalins eigener Stadt ... Die Maschine ist auf 3000 Meter heruntergegangen, sie zieht eine Schleife über Gumrak und Gorodischtsche und dreht über dem nördlichen Vorort Rynok nach Süden ein. Hier waren sie gestern noch in den Beschuß schwerer Flak geraten. Heute schweigt alles. Aus den Trümmern steigt brauner Rauch auf und zerfließt in einer trüben Dunstglocke, deren Schleierfetzen die Kanzel umstreichen. Das *Traktorenwerk*, tags zuvor noch ein flammender Kessel, heute ein kokelnder Schutthaufen.

»Noch mal zurück, Schorsch! Steilkurve rechts!« sagt der Beobachter. »Noch 'n paar Aufnahmen, sicherheitshalber. Irgendwas blitzte da.«

Wenn überhaupt, dann kann nur hier noch Widerstand sein ...

Nichts!

Von Norden her rückt eine bespannte Kolonne in das Ge-

lände ein. Auch auf der Straße zum »Schnellhefterblock« Kolonnenverkehr in beiden Richtungen. Vom anderen Wolga- ufer spuckt leichte Flak bunte Farbbänder in die Luft.

Die Maschine fliegt das Stadtgebiet entlang nach Süden. Zwischen den Waben der toten Hausruinen ist Leben zu spüren. Die Trümmer der Geschützfabrik; das metallurgische Werk *Krafsnyj Oktjabr*; die Tennisschlägerschleife ... Hier und da kleine, ruhige, wohlbehütete Feuerpunkte. Lagerfeuer wohl. Anderswo steigen planlos rote und weiße Signale hoch, Leuchtschrapnellmunition dazwischen, ein spielerisches Feuerwerk. Nirgendwo Anzeichen eines Kampfes.

Der Rote Platz mit der Kaufhausruine, in deren Kellern bis zum Januarende Paulus mit seinem Stabe hauste; der Theaterplatz; die schartige Zackenlinie der Zarizaschlucht. Der Betonklotz des Getreidesilos. Und rundum und weiter bis zum südlichen Stadtrand die geschwärzten Kamine der niedergebrannten Holzhäuser, wie die geborstenen Grabsteine eines verfallenden Friedhofs.

Auf der südlichen Ausfallstraße aber, die nach Beketowka, Sarepta und Kraßnoarmejsk führt, wieder marschierende Kolonnen. Kleine, breite Marschblöcke in größeren Abständen, die sich langsam, sehr langsam, fast wie Schafherden, nach Süden bewegen.

»Seht ihr noch was?« fragt der Beobachter.

»Nein«, sagt der Funker, sagt der Mechaniker.

»Und du, Schorsch?«

»Nichts mehr, Franz!« sagt der Pilot. »Ich denke, wir stiften heimwärts.«

»Nichts, gar nichts mehr«, sagt der Beobachter, und durch das Kehlkopfmikrophon klingt seine Stimme wie abgewürgt. »Es ist aus.«

Der Pilot dreht zum Rückflug ein, der Sonne zu, die als ein breites, blutrotes Ei am kalten Westhorizont klebt. Und während er die Maschine wieder auf größere Höhen bringt – denn am Donez, wo inzwischen die Front verläuft, ist mit starkem Flakbeschuß zu rechnen –, diktiert der Beobachter die Bordmeldung: »Meldung sowieso, sowieso, 14.46 Uhr: Nur schwa-

che Bodenabwehr. Feindkolonnen im Zug durch die Stadt. Planloses Feuerwerk mit Leuchtspur- und Signalmunition. Keine Kampftätigkeit mehr. Über Stalingrad Nebel und roter Dunst.«

Der Kriegsgefangene Franz Breuer liegt auf dem Rücken im Schnee. Es ist schöner weißer, unberührter Schnee. Er streicht sich eine Handvoll davon in den Mund. Das erfrischt, das stillt Hunger und Durst.

Zehn Minuten Pause, dann wird es weitergehen. Dann wird die Kolonne von etwa hundert Gefangenen sich wieder in Bewegung setzen zum Marsch nach Süden. Nach Beketowka, Sarepta und Kraßnoarmejsk. Nach jenem sowjetischen Brückenkopf auf dem Westufer der Wolga, der nie eingenommen werden konnte und von dem aus einer der russischen Stoßkeile antrat zur Einschließung der 6. deutschen Armee. Große Auffanglager sollen dort sein ...

Gefangen seit vorgestern Mittag.

Kein Schritt mehr allein, aus eigenem Antrieb. Preisgegeben fremdem Willen. Eigentlich hat der Gedanke wenig Beunruhigendes. So war es schon jahrelang, schon seit jenem Julitag 39, als die braune Karte mit dem Gestellungsbefehl kam. Nur daß jetzt andere befehlen. Nein, das ist es nicht. Auch nicht der Hunger. Ihn hat man in den letzten Monaten ertragen gelernt. Und hier soll es 400 Gramm Brot geben! 400 Gramm Brot pro Tag, unvorstellbar ...

Breuer starrt in den blaßblauen Himmel hinauf. Hoch droben zieht ein Flugzeug seine Bahn, klein und durchsichtig, eine Amöbe im unendlichen Tropfen der Welt. Ein Fernaufklärer. Merkwürdig, mit diesem fernen deutschen Aufklärer verbindet nichts mehr.

»Dawaj! Pa-idjom!«

Die Posten stoßen die Liegenden mit der Stiefelspitze an, helfen auch hier und da mit dem Gewehrkolben sachte nach. Sie sind nicht böse, diese Posten. Sie haben Geduld und treiben nicht. Die Zeit hat hier ein anderes Maß.

Breuer rappelt sich auf. Er zwängt die Schirmmütze über

den Kopfverband und wuchtet sein Bündel auf den Rücken. Dann reiht er sich in das vorderste Sechserglied ein. Das ist sicherer. Hinten quälen sich die Schwerverwundeten und siechen dahin, die Sterbenden aus den Kellerlöchern von Stalingrad, die eine neue irre Hoffnung noch einmal auf die Beine gebracht hat. Und ganz hinten randalieren ein paar und versuchen zu plündern. »Beutedeutsche« aus den besetzten Ostgebieten, die jetzt keine Deutschen mehr sein wollen, und russische »Hilfswillige«, die ihre Stunde gekommen glauben.

Langsam geht es weiter. Ein paar hundert Meter voraus eine zweite Kolonne, weiter vorn wieder eine und noch eine. Alle gleichzeitig in Ruhe oder Bewegung, wie an einer Schnur gezogen.

Der Flieger oben dreht nach Westen ein, er wird kleiner und kleiner. Fernaufklärer! Die Front ist fern, Deutschland ist fern. 2000 km entfernt. Aber es ist nicht die räumliche Ferne, nein ... Bisher war, wohin sie auch kamen, Deutschland stets mit dabei. Als sie an jenem verhängnisvollen Junitag 1941 den Bug überschritten, nahmen sie Deutschland mit. In die verlassenen Schulstuben und Kolchosenbüros, wo noch rote Fahnen und Spruchbänder hingen, und in die strohgedeckten Bauernkaten, in deren dunklen Ecken Ikonen schimmerten. In Kirowograd und Nikolajew, in Kremenschug, in Kursk, in den Kosakendörfern am Don, überall war die Heimat innerlich mit dabei. Auch im Kessel von Stalingrad; wie ein abgeschnürtes Glied zwar, aber doch noch verbunden durch einen Nervenstrang von Post und Verpflegung, von Befehl und Gehorsam und von vielerlei Sehnsüchten. Dann aber, vor drei Tagen, als der Reichsmarschall Göring, der sich für die Rettung der 6. Armee verbürgt hatte, sie totsagte und begrub, da wurde dieser letzte Lebensfaden durchschnitten. Die Welt, aus der sie kamen, ist in nebelhafte, unerreichbare Fernen versunken. So mag ein Toter zurückschauen auf sein früheres Erden-dasein ... Und rundherum, da ist nun diese andere Welt. Eine fremde, durchaus unbekannte Welt, deren Zeichen noch der Deutung harren.

Merkwürdige Gedanken an diesem dritten Tag der Gefan-



genschaft. Gestern und vorgestern war das noch anders gewesen. Da hatte das Gefühl, der ständig drohenden physischen Vernichtung entronnen zu sein, eine Art Hochstimmung erzeugt. Als sie waffenlos die durchbrochenen Kellertrakte entlangzogen und dann durch die Trümmerstraßen nach Süden und der Kampfplärm aus dem Nordteil der Stadt allmählich hinter ihnen verklang, da hatte diese seltsame Stimmung sich eingestellt, war stärker geworden und hatte sie am Ende überwältigt wie eine alles überschwemmende Woge. Es war nicht aus, es ging weiter ...

Und dieser glücklichen Stimmung zeigte sich die fremde, neue Welt in fast schwankhaften Zügen. Der erste sowjetische Posten in den Hausruinen südlich des Theaterplatzes. »Urr, Urr!« hatte er gekrächzt und zur Erläuterung in der linken Hand ein Dutzend Armbanduhren geschwenkt, während seine rechte nach neuen Beutestücken griff. Auch Breuer sah seine Uhr verschwinden, ehe er wußte, wie ihm geschah. Und die Frau in Uniform daneben, die Pelzmütze fesch auf dem schwarzen Haar, die Maschinenpistole um den Hals und eine Zigarette zwischen den grell geschminkten Lippen, die mit hartem Blick das Einsammeln überwachte ... Sie hatten gelacht. Schwatzende Rotarmisten um kleine Holzfeuer hokkend; andere zur Musik eines Schifferklaviers miteinander tanzend oder aus Jux ihre Leuchtpurmunition in den Himmel verpulvernd. Sogar Schokakola und R6-Zigaretten aus deutschen Verpflegungsbomben boten sie an, freigebig und ohne Arg. »Friiitz, Friiitz!« – »*Nu schto*, Gitlär kapuut?« – »Gitlär kapuut, *wojna* kaput, wir alle Kamrad!« Sie hatten gelacht und Schultern geklopft und dabei immer noch nach den Leberwurstkonserven aufgestoßen, die der blöde Zahlmeister erst am vorletzten Tag herausgerückt hatte.

Und der Bataillonskommandeur, dem sie vorgeführt wurden: eine kugelige Gestalt, barhäuptig und in schnapsselliger Siegerlaune. Er prahlte mit deutschen Satzbrocken, fragte nach »Geethe« und »Genrich Geine« und ließ von einem Dolmetscher die Kapitulationsbedingungen der Roten Armee verlesen, in denen den Gefangenen das Leben und »persönliches

Eigentum und Wertsachen« feierlich garantiert wurden. Währenddessen gingen seine Beauftragten durch die Reihen und fingerten mit der Geschicklichkeit von Berufsdieben Füllhalter, Messer und Uhren aus den verborgensten Verstecken. Auch darüber hatten sie kopfschüttelnd gelacht, zumal ihnen Tabak- und Eßwaren belassen wurden. Davon hatten die Russen selbst genug. Noch immer warfen die *Ju's* Verpflegung ab.

Auch über den makabren »Scherz« vor dem Schuppen, in dem sie die erste Nacht der Gefangenschaft verbrachten, hatten sie zu guter Letzt lachen müssen. Zu dreien hatte man sie in kurzen Zeitabständen hineingeführt, und irgendwo hinten krachten jeweils kurz darauf drei Schüsse. Und als sie sich dann schreckensbleich und verstört in dem düsteren Stall wiederfanden, alle wohlbehalten, und die Russen sich ausschütten wollten vor Lachen – »Nix Genickschuß, hahaha! Genickschuß nur SS!« –, ja, da hatten die meisten schließlich doch erleichtert mitgelacht.

Der Schwank nach der Tragödie ...

Heute sieht alles anders aus. Die Kameraden der letzten Tage von Stalingrad – Hauptmann Eichert, Leutnant Schwarz, der unverwundliche Findeisen, der »Zahli« Schwiderski aus Danzig, der schwerverwundete Dierk – sie alle sind fort. Ringsum nur fremde Gesichter. Hohle Gesichter, in Stoff oder Fell gepackt. Augen oft nur, die über einen Tuchfetzen hinwegstieren. Zerlumppte Verwundete, auf Stöcke gestützt oder an Krücken humpelnd; Kranke und Ausgezehrte, eine verlaute Decke um die Schultern, statt des Schuhwerks Strohwische an den Füßen. Aber auch andere, wohlgenährt und gut gekleidet, mit sorgsam gepackten Tornistern und Rucksäcken. Stabsoffiziere mit Kordelmütze, Sonderführer, Feldgendarmen in Schafspelzen, das breite Hoheitszeichen an der Fellmütze, russische »Hilfswillige«, Kroaten, Rumänen. Und alle mit diesem merkwürdigen Blick, hart und voll Mißtrauen oder einfach leer. Hier ist nichts mehr, was aneinanderbindet. Die Ordnungsmacht, die Gemeinschaft bildet, ist nicht mehr. Keine Aufgabe, kein Ziel mehr, das verpflichtet. Bei den meisten wohl auch kein Kraftüberschuß mehr, der dem Nächsten zugute käme. Hier ist je-

der sich selbst der Nächste. Sie waren totgesagt, hatten tot zu sein. Nibelungen, Spartiaten, Helden des Nationalsozialismus, geeignet nur noch für Gedächtnismale und Erbauungsbücher. Aufgegeben, preisgegeben. Ausgestoßen in die Einsamkeit des eigenen Ich. Tote auf Befehl.

Ein Fahrzeug rumpelt heran. Ein Aufschrei, Gebrüll. Der Lastwagen rattert vorüber, oben johlen sie und drohen mit den Fäusten. Einer schwenkt das Beutestück, einen prall gepackten Tornister. Hinten lamentiert der Beraubte, doch niemand dreht sich um. Die russische Fronttruppe war freundlich und großzügig im Bewußtsein des errungenen Sieges. Hier ist schon Hinterland, Etappe. Nachschubdienste, die auch dabei sein wollen, führen hier ihren Privatkrieg. Breuer straft den Strick, an dem sein Bündel hängt. Nein, an diesem Landstreichergelumpe würde sich niemand vergreifen. Wer sollte auch ahnen, daß in dem verlausten Woilach ein Paar deutsche Filztiefel stecken! An den Füßen trägt er die Knobelbecher, die ihm der »Zahli« vorsorglich gegeben hat. Mit Filz- oder gar Reitstiefeln kommt man nicht weit ...

Die Stadt ist nun schon fern, eine blasse Silhouette, scharf wie ein Granatsplitter, in roten Dunst gehüllt. Rings umher freies Feld. Weiter vorn marschiert die nächste Kolonne, dann noch eine und wieder eine. Die Straße, deren großen Bogen man jetzt weithin überschauen kann, ist besetzt mit diesen kleinen Marschgruppen, die, umkreist von russischen Posten, wie Schafherden dahintreiben. Die Reste der geschlagenen 6. Armee ziehen in die Gefangenschaft. Seit Tagen schon und wohl noch tagelang. 91 000 Gefangene, wenn man dem Abschlußbericht der Roten Armee trauen darf, der in der Frühe verlesen wurde. 91 000 Mann, 2500 davon Offiziere, 24 Generale, darunter zwei Generalobersten und ein Generalfeldmarschall. Ein auf dem Gipfelpunkt seiner Niederlage beförderter Feldmarschall ...

Wieder Pause. Und wieder der köstliche, reine, erfrischende Schnee. Zwei, die neben Breuer liegen, unterhalten sich. Das kommt selten vor.

»Jetzt bloß sehen, daß man durchhält die paar Tage!«

»Paar Tage?«

»Na, der Führer tauscht uns doch aus!«

»So?«

»Ja, über Schweden. Im Verhältnis 1:5. Einen Stalingrader gegen fünf Russen. Soviel hat er allemal noch.«

»Austauschen! Wer sagt denn das?«

»Der Oberst hinten, dem sie vorhin die Stiefel abgezogen haben. Der sagt, das ist sicher.«

»Oberst, hach! Was weiß schon so 'n Oberst!«

»Na, du wirst sehen, du! Soviel wertvolles deutsches Blut, das gibt der Führer nie preis.«

Austauschen, du lieber Himmel! Wertvolles deutsches Blut ... Ja, wenn Göring am 30. Januar nicht gesprochen hätte! Am 10. Jahrestag der nationalsozialistischen »Macht-ergreifung« hat er sie feierlich eingesargt und begraben. Tote tauscht man nicht aus.

Es geht weiter. Weiter dem Unbekannten entgegen, das die Hoffnung verschönt. Es ist kalt, so kalt, daß der Atem als weiße Wolke um die Gesichter hängt. Irgendwo wird Wärme sein.

Austauschen ... Tote tauscht man nicht aus. Es gibt kein Zurück. Aus dem Jenseits ist noch niemand zurückgekehrt. Tote ...

Da liegt etwas mitten auf der Straße. Ein Häuflein Feldgrau. Langsam kommen sie darauf zu, teilen sich mechanisch in der Mitte und schieben sich zu beiden Seiten daran vorbei. Es sieht aus wie ein Haufen Lumpen. Nur eine Hand ist da, und deren Finger kratzen an dem glattgeschliffenen Eis der Straße. Und ein Kopf, mit Tüchern umwickelt. Liegt in einer Blutlache. Ein schreckliches, hell leuchtendes Rot. Dünner Dampf steigt davon auf ... Die Posten sind menschlich, sie treiben nicht, sie schimpfen nicht. Das ist ihr Befehl. Aber es ist auch ihr Befehl, jeden abzuschießen, der nicht mehr mitkann. Und auch das ist wohl menschlich.

Breuer erschauert. Vielleicht liegt Dierk jetzt auch hier irgendwo, er hat kaum Chancen gehabt. Vielleicht würde auch er, Breuer selbst, jetzt schon ... Wenn nicht gestern abend ...

Gestern abend. Ach ja ...

Eine Straße im Südteil der Stadt, in Finsternis gehüllt. Erdlöcher, Draht, vereiste Schutthügel, über die sie, sich aneinander festhaltend, hinwegstolperten. Haaalt! Rechts die schemenhafte Silhouette einer Hausruine. Irgendjemand rief nach dem rangältesten Offizier. Hauptmann Eichert meldete sich und verschwand im Dunkel.

Nach einer Weile kam er zurück.

»Breuer, Sie sind doch Ic! Los, Ihr Typ ist hier gefragt?«

Breuer fühlte sich aus der Reihe geschoben, hinter einer Schattengestalt tastete er sich an Sandsäcken vorbei eine Steintreppe hinunter in Kellerfinsternisse und sah sich plötzlich in einem langgestreckten, überheizten Raum. Ein Grammophon krächzte hektische Kampflieder. Beim Schein einer Einheitslaterne tippte ein Mädchen mit zwei Fingern auf einer Schreibmaschine. An der niedrigen Decke hing eine zweite Petroleumlampe.

Der Schattenmensch, der ihn hereingeführt hatte, zeigte sich in der flackernden Helligkeit als ein schwächlicher junger Mann, der sich sehr geschäftig gab. Er trug eine russische Uniformbluse ohne Rangabzeichen, sein dünnes Haar war nach deutscher Art lang geschnitten und nach hinten gekämmt. Breuer erfuhr von ihm, daß er sich bei der 7. Abteilung im Stabe einer Gardeschützendivision befand und daß »der Herr General« ihn zu sehen wünsche.

Und dann eine wahrhaft gespenstische Szene! Ein niedriges Kellergewölbe. Ein langer, schmaler Tisch. Auf seinen beiden Enden zwei große Messingkartuschen, die Öffnungen zu schmalen Schlitzfenstern zusammengehämmert. Rötlich flackernde Flammenzungen darauf, die breite Rußstreifen zur Decke hinaufschickten. Hinter dem Tisch ein halbes Dutzend sowjetischer Offiziere, wie ein Femegericht. In ihrer Mitte eine Art uniformierter Buddha, dick und schwer, mit einem runden, schlagflüssigen Gesicht. Ein phantastischer Anblick für ein Auge, das monatelang nur in ausgezehrt Hungerfratzen geblickt hatte.

Ein einzelner Stuhl stand mitten im Raum. Man bedeutete

Breuer, sich zu setzen. Die Offiziere betrachteten ihn schweigend, und Breuer spürte, wie Schweißtropfen unter seinem Kopfverband hervorquollen und ruckweise zwischen den Bartstoppeln hinunterrannen. Irgendwo seitwärts zwischen Stuhl und Tisch stand abwartend der junge Russe.

Endlich quetschte der dicke Mann, fast ohne die Lippen zu bewegen, ein paar Worte hervor.

»Der Herr General fragt, wie Sie heißen.«

Breuer nannte seinen Namen. Alter, Beruf, Studium? Der Dolmetscher übersetzte.

»Der Herr General fragt, ob Sie glauben, daß Deutschland diesen Krieg noch kann gewinnen.«

»Der Krieg ist verloren«, sagte Breuer leise. Und er erinnerte sich, daß er im Herbst 41 nach der Kesselschlacht bei Kiew von sowjetischen Gefangenen auf die gleiche Frage die gleiche Antwort erhalten hatte.

Die Russen nickten sich zu. Dann flüsterte einer dem dicken Mann etwas ins Ohr, und dieser, weit zurückgelehnt und die Arme über dem Bauch verschränkt, bewegte wieder die Lippen.

»Der Herr General fragt, wieviel Agenten Sie haben eingesetzt.«

Breuer blickte verständnislos.

»Nu, wieviel Spione Sie haben eingesetzt gegen uns! Sie verstehen nicht?«

»Spione?« Breuer schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Spione eingesetzt.«

Die Offiziere lächelten sich zu. Der General winkte ab und stellte eine neue Frage.

»Der Herr General fragt, wenn er Sie jetzt bringt zurück an die Front und läßt frei gehen, ob Sie dann wollen zurück nach Deutschland.«

Frei gehen ... Zurück nach Deutschland ... Breuer schoß das Blut ins Gesicht. Doch die Welle verebbte. Ein Bild stieg auf: Leutnant Wiese in dem Erdloch bei Gumrak, sterbend und schon mit dem sehenden Blick des Sterbenden. *Zurück führt kein Weg mehr ...*

»Ich habe drüben eine Frau und zwei Kinder«, sagte er hilflos.

Schweigend sahen die Russen ihn an.

»Der Herr General fragt, ob Sie noch einen Wunsch haben.«

»Etwas zu essen«, murmelte Breuer. Seit vorgestern Mittag hatte er außer ein paar Stückchen Schokakola nichts mehr gegessen.

Und dann war da ein Tischchen. Brot, Zucker, Tee. Ein faustgroßes Stück Speck, ein kleines Glas Wodka ... Breuer aß, und die ganze Zeit sahen die Russen ihm zu, stumm, reglos. Nur ihre Schatten, vom Flackerlicht der Kartuschen an die Kellerwände geworfen, schaukelten durcheinander wie trunkener Spuk.

Später ein eisernes Feldbett, Decken. Wärme.

»Sie werden hier schlafen bei uns. Der Herr General hat so gesagt. Und morgen früh Sie werden weitermarschieren in ein Lager mit einer anderen Gruppe.«

Breuer nahm das alles kaum noch wahr. Er schob sein Bündel unter den Kopf, zog die Decken hoch und fühlte in das Heranwogen des Schlafes hinein nur noch das träge Krabbeln der Läuse.

Das war gestern gewesen.

Seit Tagesanbruch marschieren sie nun schon. Lange Stunden schon. Pause, weiter. Pause, weiter ... Irgendwann wird dieser Marsch zu Ende sein. Irgendwo wird ein Lager sein, wird Wärme sein und eine Pritsche, auf der man sich ausstrecken kann. Und Essen. Die verheißenen 400 Gramm Brot. Breuer ist noch nicht sehr hungrig. Das Abendbrot, das ihm der russische General servieren ließ, hält noch vor. Auch nach Eicherts gehorteter Leberwurst stößt er noch manchmal auf. Eichert und die anderen ... Ob er sie wiedersehen wird?

Häuser zeichnen sich in der Ferne ab, kommen näher. Niedrige, einzeln stehende Häuser aus Holz und Lehm, weiter hinten ein paar hohe Steinkästen. Sie überqueren Bahngleise und sind dann schon mitten in dem Ort. BEKETOWKA. Viele Menschen auf der Straße, vorwiegend Frauen und Kinder. So

dicht bei der Todesstadt so viel Leben! Verschlussene Gesichter mit forschendem Blick. Selten wird eine Drohung deutlich in Wort oder Gebärde. Halbwüchsige springen vor, holen aus zum Schlag. Die Posten wehren ruhig, aber nachdrücklich ab. Das alles ohne Lärm, fast ohne Laut. Breuer fühlt auf der Haut die Blicke, die sein Gesicht abtasten, und manchmal spürt er verwundert darin einen Anflug von Mitleid. Ach ja, der Kopfverband! Er muß scheußlich aussehen mit diesem schmutzigen, blutverkrusteten Verband. Dabei scheint die Wunde am linken Auge gut verheilt zu sein, er hat kaum noch Schmerzen. Es ist etwas Seltsames um die Wirkung von Kopfverbänden. Alles Bilderbuchheldentum verkörpert sich in einem Kopfverband. Ein Held mit Bauchschuß oder abgefrorenen Füßen, undenkbar!

Und dort, das ist wohl das Lager! Stacheldraht, behelfsmäßig gezogen und stellenweise schon zerrissen. Dahinter Werkhallen. Flache Ziegelbauten mit leeren Fensterhöhlen, zum Teil ohne Dach ... Vor dem Stacheldraht stauen sich die Marschgruppen. Und auch dahinter, wo der Schnee zu Schmutz zertreten ist, Menschen in planlosem Durcheinander. Das Lager ... Was hatten sie sich eigentlich gedacht? 91 000 Gefangene! Und der Ort ist monatelang bombardiert worden ...

Sie machen am Straßenrand halt, dürfen sich hinsetzen. Es kann noch Stunden dauern, bis sie dort drüben eingeschleust sind. Und dann?

»Ic! Ist hier jemand von Ic?«

Ein Sonderführer geht die Reihen entlang, neben ihm ein russischer Offizier. Breuer hat diesen Sonderführer beim Stabe der 6. Armee gesehen. Er ist forsch und geschäftig. Er hat einen neuen Herrn. Dolmetschern wird es hier nicht schlecht gehen. Aber vielleicht geht auch diese Rechnung nicht auf?

»Ic! Wer ist hier von Ic?«

»Hier!« schreit Breuer. Ic ist anscheinend gut, es hat ihm ein Abendessen und eine Nachtruhe in einem richtigen Bett eingebracht. Er blickt hinüber zum Lager. Eine Feldküche ist dort aufgefahren. Rundherum wildes Getümmel. Lärm und Geschrei, dazwischen Kommandos. Ein Schuß fällt ...



Ein Stück weiter wartet eine kleine Gruppe von Offizieren. Alles höhere Dienstgrade. Zwei Oberärzte darunter.

»Was haben Sie denn da?« fragt der eine. »Augenverletzung? Lassen Sie mal sehen!« Er lüftet vorsichtig den Verband. »Ich bin nämlich Augenspezialist. Zwölf Jahre Südamerika. Dr. Unschlichter. Schon mal gehört?«

Breuer verneint bedauernd.

Das Auge liegt jetzt frei. Der Arzt drückt das verschorfte Lid in die Höhe, blendendes Licht schießt in Breuers Kopf.

»Links ... rechts ... Folgen Sie bitte meinem Finger!«

Das Auge bewegt sich. Er kann sehen. Aber das unerträglich helle Bild deckt sich nicht mit dem des anderen Auges. Es steht schief.

»Achsenverschiebung, Doppelbilder«, murmelt der Arzt. »Hm, tja ... da ist wohl mal eine Operation nötig. Jedenfalls ist der Augapfel selbst unverletzt.« Mit ruhiger Hand zieht er den Verband wieder gerade. »Kein Wundfieber, keine Sepsis, erstaunlich ... Daß Sie das überlebt haben, mein Lieber ...«

Überlebt, ja ...

»Also dieses Schwindelgefühl, Doktor Rickmers«, hört Breuer neben sich sagen, »ich weiß nicht ... Ich glaube, ich bekomme Flecktyphus.«

Es ist ein Oberst. Innenpelz mit Lammfellkragen, auch die Schirmmütze mit Lammfell besetzt. Darunter ein schmales, feinnerviges Gesicht, glatt rasiert. Zu seinen Füßen ein fast neuer Rindlederkoffer, daneben eine mit Lederriemen verschnürte unförmige Deckenrolle.

»Nun, Herr Dumont«, meint der mit Dr. Rickmers angeredete Arzt, »dazu müßte man erst mal Läuse haben. Und Sie ...«

»Aber ich bitte Sie, Doktor, diese ganz unnatürliche Schwäche ...« Das Gesicht verzieht sich zu der grämlichen Grimasse eines hartleibigen Schäferhundes. »Wenn ich wenigstens jemanden hätte, der mir mein Gepäck trägt ...«

Ein erwartungsvoller Blick fällt auf Breuer. Der blickt verständnislos zurück.

Überlebt. Ja, er hat überlebt. Warum? Warum ist an ihm ein Wunder geschehen?

Ein Lastwagen kommt herangebraust. Darauf hin- und hertorkelnd der russische Offizier und der Dolmetscher.

»Was das alles bedeuten mag«, mault der Oberst. »Viel leicht wäre man doch besser untergetaucht, in Landserkluft, als Schütze Piepenfink ...«

Der Sonderführer springt ab. Er greift beflissen nach Oberst Dumonts Gepäck.

Es will nicht hell werden.

In diesem verdammten Dreckloch will es nicht hell werden. Kein Wunder auch! Denn durch die zweimal drei Ziegelsteine, die man hoch oben in der Wand ausgespart hat, fällt das Frühlicht nur spärlich in den Raum. In halber Höhe zieht sich eine zwei Meter breite durchlaufende Holzpritsche an der Längsseite und der einen Querwand entlang. Wer dort oben sitzt, kann mit dem ausgestreckten Arm fast die Decke berühren. Eine dünne Lage fauligen Strohs bedeckt die Pritschenbretter und den Zementfußboden. Oben ist es trockener, dafür ist die Luft dort schlechter. Gestern nachmittag, als sie ankamen, war da oben noch Platz. Jetzt ist alles voll. In der Nacht sind Neue gekommen ...

Breuer liegt unten. Es ist feucht hier unten. Von dem Schnee, den die Neuen mit hereingeschleppt haben. Er setzt sich auf. Er kann nicht mehr schlafen, es stinkt zu sehr. Nicht nur von der Tür her, wo die beiden Tonnen stehen. Die Verpflegungstonne und die Latrinentonne. Beide ohne Deckel. Über der Latrinentonne liegt ein Knüppel als Sitzstütze. Hoffentlich verwechselt das niemand, wenn sie nachts im Halbschlaf dorthinschlurfen! Zwölf Schritte hin, zwölf Schritte zurück, begleitet von dem Gefluche der Getretenen.

Eigentlich ziemlich groß, dieser Raum! denkt Breuer. Acht bis neun Meter lang und etwa halb so breit. Als sie vor einer Woche, zitternd vor Kälte und Erschöpfung, zum erstenmal vor dem unheimlichen, fensterlosen Gebäude standen, hatten sie nicht gedacht, daß sich darin ein so großer Raum befinden könnte.

Fassungslos hatten sie gestanden vor diesem zweistöckigen

Bau im Stil der Jahrhundertwende, grau verputzt, mit hohen Fenstern und einer zweiflügligen Haustür, zu der eine Stein-  
treppe hinaufführte. Zur Zarenzeit mochte hier ein reicher  
Kaufmann gewohnt haben. Vielleicht war einmal ein Garten  
dagewesen mit Bäumen und Sträuchern, mit einer Schaukel  
für die Kinder.

Jetzt ein Torso in einer Schneewüste, an einem ungepfla-  
sterten Fahrweg, der über Schutt und Geröll führte. Die Stuck-  
fassade abgebröckelt, die leeren Fensterhöhlen mit Bruchzie-  
geln zugemauert, ganz oben jeweils ein paar kleine Löcher,  
wie Schießscharten ausgespart.

Ein totes Haus. Doch aus diesem Haus heraus waren selt-  
same Geräusche gedungen. Ein hartes, rhythmisches Klop-  
fen. Rauhe, schimpfende Stimmen. Jemand schrie hell. Eine  
Frau. Oder ein Kind. Dazwischen ein anhaltendes Winseln,  
wie von einem Tier.

Stadtgefängnis Beketowka.

Fast eine Stunde hatten sie, mit den Zähnen klappernd, auf  
der Straße gestanden, diesen Anblick vor Augen. Dann kam  
der Sergeant fluchend heraus und ließ sie ihr Gepäck zu der  
alten Unterkunft zurückschleppen. Soviel war seinem Ge-  
schimpfe zu entnehmen gewesen, daß das Gefängnis überfüllt  
sei, und sie hatten aufgeatmet.

Sechs Tage später, am 13. Februar, gestern also, standen sie  
wieder hier. Und jetzt war Platz ...

Woher es nur so bestialisch stinken mag! Nicht allein von  
der Tonne drüben und auch nicht von den Ausdünstungen,  
die 40 verdreckte Menschen in einem ungelüfteten Raum ver-  
breiten. Es ist noch etwas anderes ...

Rechts liegt Oberst Dumont mit angezogenen Knien, in Pelz  
und Decken gerollt. Im Schlaf stößt er ein paarmal mit dem  
Hintern gegen Breuer und quiemt dazu wie ein junger Hund.  
Überhaupt hat er manche Ähnlichkeit mit einem Hund. Mit  
einem überzüchteten Rassehund. Einem recht ungepflegten  
freilich im Augenblick. Aber nachher wird er sich rasieren  
und die Lederkappen seiner Filzstiefel mit Schuhwischse po-  
lieren. Oder vielleicht wird das der Sonderführer von Id ma-

chen, der ihm auch das Gepäck bis hierher geschleppt hat. Und der Oberst leiht ihm dann zum Dank den Rasierapparat. Mehr wird dabei kaum herauspringen. Oberst Dumont hat noch alles, was er braucht. Aber er gibt nicht gern etwas ab.

Als sie drüben in der vorigen Unterkunft, die jetzt in der Rückschau als ein wahrer Garten Eden erscheint, ihren ersten Tag verbrachten, waren aus Breuers Manteltaschen noch zwei zerbrochene Tabletten Preßkaffee zum Vorschein gekommen.

»Ach, Sie haben noch Kaffee?«

Oberst Dumont ließ es sich nicht nehmen, den Kaffee in der Küche aufzubrühen, und jeder bekam etwas davon ab. Am Abend fingerte er ein Büchsen Tee hervor und schnüffelte mit krauser Nase daran herum. »Tja, für alle langt's nicht!« Er trank seinen Tee zusammen mit den beiden Oberstärzten. Die andern bekamen den Satz für einen zweiten Aufguß. Aus den getrockneten Teekrümchen hatten sie dann später Zigaretten gedreht, während der Oberst mit Genuß seine »Senoussi« rauchte.

Ja, Oberst Dumont hat noch allerlei: Schokolade, Tabak, Kekse und kleine Konservenbüchsen, aus denen er nachts, wenn die anderen schlafen, heimlich löffelt. Als sie gestern gleich nach ihrer Ankunft zur Entlausung befohlen wurden, mit allen ihren Sachen, hat er seinen Koffer blitzschnell unter das Stroh geschoben ...

Gespenstisch auch diese Entlausung. Die *Banja* – der Badezimmer, ein Loch irgendwo im Keller, beleuchtet allein von dem Feuerschein eines riesigen Ofens. Zwei schwitzende Kerle davor, nur mit Drillichhosen bekleidet, wie die Henkersknechte vom Eisenhammer. Und 30 Mann zusammengequetscht wie die Ölsardinen, sich aneinanderklammernd in dem Bestreben, sich zu entkleiden. Der brandige Geruch der Klamotten, die ihnen die Kerle nach fünf Minuten wieder zuwarfen, versengt und verschrumpelt und so heiß, daß man sie kaum anfassen konnte. Eigentlich hätten sie sich hier waschen sollen, doch bei der Enge war das unmöglich. Entlausung! Die kurze Hitze hatte die Läuse erst richtig munter gemacht. Und jetzt hatte wenigstens jeder welche ... Und *Filzung* natürlich! (Mit ein-

mal war dieses neue Wort da, und niemand wußte woher.) Alles, was aus Metall war und die bisherigen Versuche dieser Art überdauert hatte – Messer, Feuerzeuge, Brillenfutterale, Löffel – verschwand. Und nicht nur dieses. Auch Breuers Füllfederhalter. Beim Abklopfen der Taschen entdeckten sie ihn. In Wien hatte er ihn gekauft, 1928, als Student im ersten Semester. Und alles damit geschrieben, 15 Jahre lang. Die Kollegnachschriften. Prof. Reininger: *Kant*; Prof. Kralik: *Das deutsche Heldenepos*. Ein paar Glossen für die *Wiener Neuesten Nachrichten*, in deren Verlagshaus in der Josefgasse er zusammen mit drei anderen wohnte. Sommersemester in Genf – Ansichtskarten von der Rousseau-Insel, vom Völkerbundspalast, von Evian, Montreux und den Dents du Midi ... Die Examensarbeiten in Königsberg ... Und mit roter Füllung die Korrekturen der Schulhefte. Er hatte sich so daran gewöhnt, daß er mit keinem anderen Halter mehr schreiben konnte. Später dann die Briefe von der Front, aus Warschau, Paris, Sarajewo. Aus Polonoje, Kirowograd, Nikolajew, Kursk ... lange Selbstgespräche oft voll quälender Fragen. Und auch den letzten Brief an Irmgard aus Stalingrad ... Zwar war die Kappe unten abgeplatzt, aber sonst war der Halter noch wie neu. Und nun kam so ein Urviech mit seinen dicken Fingern und vergriff sich daran. Wieder packt Breuer die Wut, und er staunt, worüber er noch in Wut geraten kann.

Nein, hier wird es nicht heller. Hier wird es nie heller. Es sei denn, die Sonne scheint einmal, und diese Mauer mit den drei Luftlöchern liegt nach Süden oder Westen hin. Wenn sie genügend tief steht, würden ihre Strahlen weit in den Raum fallen. Sie würden etwa dorthin fallen, wo dieser alte, weißhaarige Major sitzt ...

Und auf einmal weiß Breuer, warum es so stinkt.

Der Major ist einer von den Neuen, die in der letzten Nacht gekommen sind. Er hat sich aufgesetzt und ist mit den Lappen beschäftigt, die seine Füße umhüllen. Neben ihm steht ein Paar Filzstiefel, daran lehnt ein als Gehstock zurechtgeschnittener Knüppel. Er löst den einen Lappen, vorsichtig und voll Erwartung, als packe er ein Geburtstagsgeschenk aus. Dabei

murmelt er vor sich hin. Der Fuß liegt jetzt frei, und alles ist schwarz. Wie flüssiger Teer. Der Major blickt darauf hin und schüttelt den Kopf. Dann packt er alles wieder ein.

Aber es stinkt immer noch. Es stinkt wie damals in Polen, in jenem heißen Herbst, als die Toten klein und grau in den Gräben der Vormarschstraßen verwesten, und 41 in Rußland, wo Pferdekadaver mit aufgedunsenen Bäuchen in der Sonne gärten ...

Das Schloß klappert, kreischend dreht sich die Eisentür in den Angeln. Es ist der Posten. Immer zeigt sich nur dieser stumpfsinnige, maulfaule Posten. Kein Sergeant, kein Offizier. Auch nicht der freundliche Oberstleutnant, der sich in dem vorigen Quartier um sie kümmerte. »Sie kommen in eine menschenwürdige Unterkunft!« hatte er gesagt, und sie hatten ihm geglaubt ...

Der Posten schreit etwas.

Einer der Schläfer, auch jemand von den Neuen, die in der Nacht kamen, richtet sich auf, antwortet auf Russisch und ruft dann in den Raum:

»Zwei Mann zum Verpflegungsempfang; zwei Mann die Scheißtonne raustragen!«

Breuer blickt auf. Dieses knochige Gesicht, das dünne Flachshaar ... den Mann kennt er. Das ist der O3 der motorisierten Division vom Karpowka-Abschnitt. Vor Weihnachten, als die Ausbruchspläne schwelten, war er ein paarmal dort unten gewesen, und die von Ic hatten ihn stets ganz groß aufgenommen. Die lebten damals noch gut.

»Hallo, Leutnant Kuhlemmer!«

Der Leutnant blickt kurz herüber. »Mahlzeit, Mahlzeit!« ruft er. Das Wiedersehen scheint ihn nicht zu beeindrucken. »Na, will wohl keiner, was? Dann wird eben jemand bestimmt!«

Vier Mann schleppen die Tonnen hinaus. Inzwischen sind auch die anderen fast alle wach geworden. Verpflegung! Endlich! Gestern hat es hier nichts gegeben außer einer Tonne voll heißen Wassers.

Breuer mustert die Neuen. Quer zu seinen Füßen hat sich ein Generalstabsoffizier niedergelassen, ein noch junger, breit-

schultriger Oberstleutnant, den Oberst Dumont mit »Herr Wegener« begrüßte. Rechts auf der Pritsche sitzt ein rumänischer Oberst, die Lammfellmütze auf dem Kopf. Zwei Sonderführer in Luftwaffenuniform sind noch da, ein paar Landser, Leutnant Kuhlemmer, der weißhaarige Major, der von seiner Nachschubeinheit erzählt. Das System, nach dem hier Auslese gehalten wurde, ist nicht zu erkennen.

Neben ihm rüstet sich Oberst Dumont zum Rasieren. »Ob man hier wohl um heißes Wasser bitten kann? Zur Not würde es ja auch mit Tee gehen, obwohl die Gerbsäure die Haut angreift.«

Die vier Mann kommen mit den Tonnen zurück. An der einen haben sie schwer zu schleppen. Sie ist gefüllt bis zum Rand mit einer dampfenden Flüssigkeit.

»Und Brot? Wo ist das Brot? – He, Brot! *Chleba!*«

Der Posten schlägt die Tür zu und schließt ab. Leutnant Kuhlemmer macht sich an die Ausgabe. Bereitwillig füllt er die Kochgeschirre. Es ist heißes Wasser ...

Breuer schlürft das Wasser aus dem Kochgeschirrdeckel. Kein Brot. Nun, vielleicht gibt es noch welches, später. Menschenwürdige Unterkunft ...

Und dabei hatte sich in den ersten zwei Wochen alles so gut angelassen. Der Lastwagen hatte sie zu einem der sechsstöckigen Steinkästen gefahren, die zwischen den Holzkaten standen wie Elefanten auf einem Hühnerhof. Eine Zwei-Zimmer-Wohnung im dritten Stock. Mit Parkettfußboden, Zentralheizung und Spülklosett. Ohne Möbel zwar, und Heizung und Wasserleitung waren eingefroren, und das elektrische Licht brannte nicht. Aber da war ein eiserner Ofen gewesen, dessen Rohr zu einem der Fenster hinausführte. Und eine Küche mit Herd. Das alles für acht Mann. Und sie hatten sich fast frei bewegen können. Im Hausflur unten stand ein Zivilist auf Posten. Ein gebeugter, schwindsüchtiger Mann unbestimmbaren Alters mit einer roten Armbinde und einem Schießprügel, den 1812 ein Poilu hier vergessen haben mochte. Wenn sie hinunterkamen, um auf dem Hof Holz kleinzumachen oder die

Behelfslatrine aufzusuchen, öffnete er seinen zahnlosen Mund zu einem freundlichen Grinsen. »*Sdrasdwujtje!*« sagte er und: »*Skoro domoj!*« – »Bald nach Hause!« hieß das und war ehrlich gemeint. Tag und Nacht stand er dort, ohne jemals abgelöst zu werden, und ließ sie jederzeit passieren, fragte nicht nach Wohin und Warum. Er hatte wohl mehr auf Säge und Axt aufzupassen und auf den Stapel dicker Holzstämme. Die konnten schneller verschwinden als die fußlahmen und halb verhungerten Deutschen, die schon nicht weglaufen würden. Wohin hätten sie auch laufen sollen bei 30 Grad Kälte? Ihr dünner Lebensfaden hing an dem Brennholz hier, an ein paar runden Broten und einem Säckchen Hirse. Nein, jene erste Unterkunft war nicht schlecht gewesen, dort hätte man überdauern können.

Oberst Dumont schält sich aus seinen Decken, schafft mit den Ellenbogen Platz und richtet sich auf.

»Es scheint kein Brot zu kommen«, sagt er. »Man sollte doch wohl etwas unternehmen. Der Leutnant da drüben ... Sie sprechen doch Russisch! Könnten Sie nicht einmal ...«

»Der Leutnant da drüben!« erregt sich Kuhlemmer. »Warum gerade ich? Machen Sie doch gefälligst selbst etwas, wenn Sie so gute Vorschläge haben! Sie sind doch hier der Ranghöchste!«

»Ja, wirklich«, meint Oberstarzt Rickmers, der sich leise mit Dr. Unschlichter unterhalten hat. »Wir sollten einen Gruppenältesten bestimmen. Herr Dumont, nicht wahr?«

»Nein, also bitte!« Der Oberst setzt wieder seine Leidensmiene auf. »Bei meinem Zustand ... Ich glaube doch, es ist Fleckfieber.«

»Na, dann will ich mal!« sagt Oberstleutnant Wegener, der Generalstabsoffizier. Er erhebt sich ächzend, macht ein paar Kniebeugen und geht zur Tür. »Es muß doch so etwas wie einen Kommandanten geben in diesem Scheißladen!«

Er bullert mit den Fäusten gegen die Tür. Nichts regt sich. Er nimmt den Knüppel von der Lokustonne und haut damit gegen das Blech, daß die Wände dröhnen.



Schwere Schritte stapfen die Treppe herauf.

»*Schto takoj!*«

»Wo ist der Kommandant! Den Kommandanten wollen wir sehen!«

»Nix Kommandant!«

Die Schritte entfernen sich.

»*Scheiße!*«

Der Offizier geht zu seinem Platz zurück, legt sich hin und zieht die Decke über den Kopf.

Es schmerzt bis in die Eingeweide hinunter, an die Verpflegung jener ersten zwei Wochen zu denken. Zwei große runde Brotlaibe hatte der sowjetische Oberstleutnant, der wie ein Schauspieler aussah, herangeschafft. Sie hatten die Brote, ohne viel zu überlegen, gevierteilt, und jeder hielt plötzlich ein gutes Kilo in der Hand. Schönes durchgebackenes Graubrot. Und einen Blechteller voll Zucker. Und ein Säckchen Hirse. Verwirrt hatten sie zuerst auf die kleinen harten Körner gestarrt, den Finger hineingesteckt und probiert. Hirse kannten sie bis dahin allenfalls als Vogelfutter. Aber die beiden geschwätzigen Rumänen verstanden sich darauf. Sie bemächtigten sich des Säckchens, verschwanden damit in der Küche und rumorten dort mit viel Geklapper und Geschrei. Der strohgelbe Brei, in dem der Löffel stand, schmeckte so gut, daß man davon träumen konnte. Der russische Oberstleutnant, eine Art Harry Piel mit tiefliegenden Augen unter dichten Brauen, sah ihnen zu, bis sie sich sattgegessen hatten. Dann hielt er eine Ansprache.

»Sie haben natürlich geglaubt, daß Sie hier alle werden erschossen«, sagte er mit einer großartigen Handbewegung. »Das hat Ihnen Ihre Propaganda erzählt. Aber die Sowjetunion ist eine Kulturnation. Sie ist großmütig. Sie vergilt nicht Böses mit Bösem. Wir achten die internationalen Verträge. Man wird Sie korrekt behandeln. Und wenn der Krieg ist zu Ende und der Faschismus vernichtet, Sie können reisen zu Hause oder in ein anderes Land, wohin Sie wünschen zu gehen.«

Oberst Dumont hatte sich in wohlgesetzten Worten herzlich bedankt. Er hatte von der großen Sowjetunion gespro-

chen und von dem tapferen Gegner, dem man in ehrenvollem Kampfe unterlegen sei und auf dessen Ritterlichkeit man zu hoffen wage, und es war sehr peinlich gewesen. Selbst der russische Offizier hatte ganz runde Augen bekommen.

»Sie haben uns überfallen, Sie sind Faschisten, Verbrecher, alle!« hatte er gesagt und war gegangen.

Nun, man braucht nicht anzunehmen, daß Dumonts Rede es war, die sie in dieses Stinkloch gebracht hat. In dem Zweizimmer-Appartement war es mit der Zeit wirklich zu voll geworden. Immer Neue waren gekommen. Zu zweien, zu dreien. Am Tage, in der Nacht. Ein Intendanturrat, ein Flakfeldwebel, Rumänen, zwei Landser, die nur gebrochen Deutsch sprachen, ein Kriegsgerichtsrat ... Und alle zwei Tage hatte es zwei Brote gegeben. Für 10 Mann, für 16 Mann, für 24, für 30 ... Zuletzt war das Teilen schon sehr schwierig und ging nicht ohne viel Streit und Geschrei ab. Und es wurde sehr eng in den beiden Räumen. Aber man konnte sich, so oft man wollte, auf dem Hof herumtreiben, konnte Holz sägen und hacken und mit dem Posten radebrechen. Manche waren zu faul oder zu schwach, die drei Stockwerke in dem Treppenhaus, das erst im Rohbau fertig war und noch kein Geländer hatte, hinunterzusteigen. Den Fliesenboden in der Toilette bedeckte bald eine gelbliche Eisschicht, und in dem geborstenen Abortbecken türmte sich der hartgefrorene Kot zu einer Pyramide. Sonst war kaum etwas geschehen in jenen Tagen. Ein Stockwerk tiefer hatte ein sowjetischer Hauptmann zusammen mit einer Sekretärin, die zugleich dolmetschte, die Personalien aufgenommen.

»Chaben Sie ein Haus, ein Rittergut, eine Fabrik?« – »Nein!« – Die Russen waren sehr verwundert, daß so wenig Deutsche Rittergüter und Fabriken besaßen. »Welche Nationalität?« – »Deutsch.« – »Aber Sie chaben gesagt, daß Sie sind geboren in Wien! Dann Sie sind Österreicher!« – Der Kriegsgerichtsrat zuckte die Achseln. »Von mir aus ... bitte schön!«

Und dann hatte der Oberstleutnant, der wie Harry Piel aussah, von einem Quartierwechsel gesprochen. »Sie kommen in eine menschenwürdige Unterkunft«, hatte er gesagt, und er

habe die Räumlichkeiten selbst in Augenschein genommen, und er gebe sein Wort als Offizier ...

Es muß Mittagszeit sein; denn wieder klappert der Schlüssel im Türschloß.

Verpflegungsempfang! Zwei Mann bringen die leere Tonne hinaus. Und jetzt setzen sich alle auf und warten. Nach ein paar Minuten schleppen die Träger die Tonne wieder herein. Sie ist voll bis zum Rand. Auf der dampfenden Oberfläche glitzern ein paar Fettaugen.

Kuhlemmer bedient die Schöpfkelle. Schweigend reichen sie ihm die Kochgeschirre hinüber. Sie warten, daß außer dem Wasser noch etwas anderes zum Vorschein kommt. Es kommt nichts, obwohl Kuhlemmer jedesmal bis zum Grund hinunterstößt.

Schweigend schlürfen sie die heiße Flüssigkeit. Sie schmeckt wie Abwaschwasser.

An diesem Tag spricht kaum noch jemand.

Abends wird die Tonne noch einmal gefüllt. Mit heißem Wasser ...

Die Nacht verläuft unruhig. Beim Schein von Taschenlampen poltert eine randalierende Gesellschaft herein und drängt sich zwischen die Schlafenden. Fremdartige Sprachfetzen klingen auf. Jemand fällt stöhnend über die Füße Wegeners geradeswegs auf Breuers Beine. Der schiebt den murrenden Dumont zur Seite und kratzt etwas Stroh zusammen.

»Legen Sie sich hier hin! Es geht schon.«

In Wahrheit geht es kaum noch. Man kann sich nicht mehr rühren, ohne jemand empfindlich zu stoßen.

»Ach, würden Sie ... könnten Sie mir wohl beim Ausziehen helfen? Es ist sehr warm hier ...«

Breuer löst den Haken eines lächerlich leeren Rucksacks, er zerrt an einem Übermantel und faßt dabei auf ein Schulterstück mit zwei Sternen.

»Wissen Sie, ich bin etwas ... etwas behindert. Mein Daumen hier ist nämlich ...«

»Schon gut! Nun legen Sie sich mal hin und versuchen Sie zu schlafen!«

Dreimal muß Breuer zur Latrine, das viele Wasser drückt auf die Blase. Die Tonne leckt anscheinend. Auf dem Weg dorthin patscht man durch Pfützen.

Als Breuer aufwacht, fällt das erste Licht durch die Wandlöcher. Neben ihm macht der Neue sich zu schaffen. Er sitzt da in der grauen Wehrmachtsstrickjacke, die Feldbluse auf den Knien, und bemüht sich, zu einem der Lichtlöcher hinaufvisierend, vergeblich, einen Faden in eine Nähnadel einzufädeln. Seinen Kopf bedeckt eine feldgraue Skimütze, die auf zwei erstaunlich großen Ohren aufliegt. Das blasse Gesicht ist auch jetzt im Winter dicht mit Sommersprossen bedeckt. Auf dem Kinn krausen sich zollange, rötliche Haare zu einem spärlichen Bart.

»Geben Sie mal her!« sagt Breuer.

»Sehr freundlich, ja ...« Zwei kleine helle Augen, die weder Wimpern noch Brauen zu haben scheinen, sehen Breuer unter dem großen Mützenschirm hervor an. »Diesen Knopf hier, bitte! Ich bin nämlich ... Ich habe nämlich einen steifen Daumen. Zu Hause hat meine Frau das immer gemacht.«

Die Krakeeler von heute nacht palavern quer durch den Raum in einer fremden Sprache. Ihre Stimmen und Blicke sind frech und feindselig. Ihr Wortführer sitzt auf der Pritsche über Oberst Dumont. Er trägt die blaugraue Luftwaffenkluft mit roter Paspelierung und merkwürdigen Kragenspiegeln. Seine Beine, die von der Pritsche herunterbaumeln, stecken in pelzgefütterten Fliegerstiefeln.

»Sind Sie mit denen da gekommen? Was sind das für Bur-schen?«

Der Hauptmann zuckt die Achseln.

»Ich habe sie erst in diesem Haus – ich meine, beim Entlausen. Mich haben sie bisher allein umhergeschleppt. Im Fußmarsch um ganz Stalingrad, scheint mir. Drei Wochen lang, immer allein. Zwei Tage in einem Schweinestall, vier in einem Erdbunker, zwei in einer Scheune. Bei allen möglichen Stäben haben sie mich herumgereicht und bestaunt wie ein Mon-

strum. Ich bin nämlich Ic. Mein Name ist übrigens Cramer. Curt Cramer, beides mit C. Das machen Sie den Russen mal klar! Die kennen doch kein C. Einmal haben sie mich verprügelt, weil sie dachten, ich wollte sie ... Meine Frau nennt mich allerdings Kullemännchen. Na ja, sie ist noch jung, 19 Jahre jünger als ich. Mein Gott, ja ... Und sie werden uns doch erschießen. Eines Tages, wenn sie alles aus uns herausgequetscht haben, werden sie uns erschießen ...«

Diesmal meldet sich Breuer zum Transport der Latrinentonne. Er muß hinaus. Einmal den Himmel sehen. Einmal frische Luft atmen. Und draußen ist soviel Zeit, daß man einmal abprotzen kann. Hier drinnen, auf dieser wackeligen, besudelten Tonne, hat er das nicht fertiggebracht, und in seinen Eingeweiden rumort es. Zwar hat er seit Tagen nichts mehr gegessen, aber so ein Darm folgt eigenen Gesetzen.

Die Tonne hat keine Tragegriffe, man muß sie am oberen und unteren Rand packen. Er schleppt sie zusammen mit dem Sonderführer von Id die Treppe hinunter auf den Hof, über vereiste Schutthügel hinweg zu einer Kalkgrube. Natürlich besudeln sie dabei sich und die Treppe. Hinter ihnen flucht der Posten. Aber da draußen ist es herrlich. Hosen runter! Sie hängen ihre Kehrseiten über die Grube. Es ist kalt, herrlich kalt! Und die Luft! Und das viele, viele Licht! So schön war noch kein Tag. Der Posten flucht mörderisch über die Verzögerung, aber er wartet. Es ist wohl nur Routine bei ihm.

Es gibt wieder heißes Wasser.

Auch zu Mittag gibt es heißes Wasser. Einige Fettaugen schwimmen darauf.

Der Mann mit den Fliegerstiefeln, obwohl selbst einer der Leidtragenden, kommentiert die Lage mit höhnischen Bemerkungen. »Nix Fressen für Deutsche! Wasser saufen wie Vieh!« Er imitiert vollendet das schlabbernde Schlürfen einer Kuh. Seine Kumpane lachen.

»Maul halten!« schreit Wegener.

Der Mann oben auf der Pritsche zieht den Kopf ein.

»Oberstleitnant! Herr Oberstleitnant! ... Nix mehr Oberstleitnant! Die Deutsche haben ausgehustet, ausgepustet, Pffft!

Der Herr Oberstleutnant sind nur noch ein Scheißerchen! Soooo ein kleines Scheißerchen.« Er kneift ein Auge zu und zeigt mit Daumen und Zeigefinger minutiös die geschätzte Winzigkeit an.

»Verflucht noch mal!«

Wegener ist auf die Beine gekommen.

»Ich will dich Saukerl lehren, was ein preußischer Oberstleutnant ist!«

Er zieht den Mann mit einem Ruck von der Pritsche. Klatsch, klatsch! Der Kopf fliegt nach rechts und nach links, zwei Arme fuchteln in der Luft herum. Dann bricht der Mann in die Knie. Ein Fußtritt befördert ihn wieder hoch. Wie ein Aal windet er sich auf die Pritsche hinauf und verschwindet unter einer Decke. Man hört nichts mehr von ihm.

Abends gibt es heißes Wasser.

In der nächsten Nacht bleibt es ruhig. Es kommen keine Neuen mehr. Nur zur Latrinentonnen ist ständiger Pendelverkehr, in Reihe stehen sie dort an.

Morgens heißes Wasser ...

Oberst Dumont rasiert sich nicht mehr. Nachts knistert es noch manchmal, wenn er in seinem Koffer wühlt. Aber seine Vorräte scheinen zu Ende zu gehen.

Der alte Major besieht wieder seine Füße. »Es tut ja nicht weh«, sagt er. »Aber gehen ... Ich kann doch so nicht gehen! – Was halten Sie denn davon?« fragt er zu den Ärzten hinüber.

Die beiden schweigen. Schließlich sagt Dr. Rickmers:

»Machen Sie mal am besten jetzt gar nichts daran! Später, hm ... wenn Sie in ein Lazarett kommen, da bringen sie das schon wieder in Ordnung.«

Er sieht sich verlegen um, schluckt ein paarmal und legt sich auf sein Lager zurück.

Mittags gibt es heißes Wasser. Mit Fettaguen darauf.

Als einer der letzten reicht Breuer sein Kochgeschirr hinüber. Und als Kuhlemmer die Kelle ausschüttet, plumpert etwas hinein. Breuer starrt den Leutnant an, und der starrt zurück. Dann fährt er Breuer an:

»Na, nun haben Sie's und nun fressen Sie's!«

Es ist ein Stück Fleisch, so groß wie sein Handteller.

Langsam geht Breuer zu seinem Platz zurück, das Kochgeschirr trägt er wie einen kostbaren Schatz vor sich her. 70 Augenpaare folgen ihm. Er setzt sich, faßt das Stück Fleisch mit zwei Fingern am Knochen an und hebt es vorsichtig aus dem Wasser. 70 Augenpaare sehen ihn an. Das Fleisch ist zäh wie Leder, man kann nichts davon abbeißen. Aber es ist Fleisch. Er kaut eine Weile daran herum, dann gibt er es dem Hauptmann. Der beginnt an der anderen Seite zu kauen. Oberst Dumont sieht mit großen Augen zu, seine Zungenspitze fährt an seinen Lippen entlang.

»Mit einer Rasierklinge könnte man doch ...«

Breuer und Cramer kauen abwechselnd an dem Fleisch, und der Hauptmann, plötzlich munter geworden, erzählt dabei arglos in die tödliche Stille hinein. Er war Ic einer leichten Division, die am Mittelabschnitt der Wolgafront eingesetzt war. Höhe 102, Tennisschlägerschleife ...

»Also unseren General möchte ich jetzt sehen, was der für ein Gesicht machen würde! ›Mit den Fingern essen Sie, Cramer? Keine Manieren, was? Und so was hat nun studiert, ist Syndikus! Syndikus sind Sie doch, wie?‹ – Die Division hatte schon lange nichts mehr, aber beim Stab gab's noch alles. Im Kasino drei Sorten Verpflegung: getrennt für Stabsoffiziere, für Subalternoffiziere und für Beamte. Sogar zwei Schweine ließ er füttern. Und zu Neujahr stieg ein großes Fondue-Essen. Auch Weiber hatte er sich zugelegt, einen ganzen Harem. Als Wäscherinnen angeblich.«

Oberst Dumont wirft sich auf seinem Lager herum. »Ach, bitte, wollen Sie ... Könnten Sie nicht endlich damit aufhören!«

»Nanu, was regt Sie denn so auf?« fragt Wegener, »die Weiber?«

»Weiber! ... Aber erst werden hier in aller Öffentlichkeit Ko-telekts gefressen, und dann noch von Fondue-Essen zu erzählen ...«

Später geht noch einmal die Tür auf, und ein klappernder Sack fliegt herein. Hartbrot? Nein, es sind nur die Metall-

gegenstände, die ihnen bei der Entlausung abgenommen wurden. Kuhlemmer bietet sie einzeln aus.

»Ein Brillenfutteral!« – »Hier, meins!« – »Ein Löffel ... Eßbesteck ... ein Schlüsselbund ... Löffel ...«

»Das hier, das ist aber nicht mein Brillenfutteral!« protestiert Dumont. »Meins war dunkelgrün und mit gelbem Filz ausgelegt.«

»Ach, Scheiße!« faucht Kuhlemmer zurück. »Seien Sie froh, daß Sie überhaupt eins haben!«

Breuer bekommt einen Löffel. Es ist nicht seiner. An diesem ist der Stiel abgebrochen. Statt dessen hat man ein gefalztes Stück Eisenblech mit zwei Kupfernieten daran befestigt. Lange betrachtet Breuer dieses Stück. Er hat noch nie in seinem Leben einen reparierten Aluminiumlöffel gesehen.

Abends gibt es heißes Wasser. Breuer und der Hauptmann kauen noch immer an dem Stück Fleisch, das jetzt wirklich aussieht wie ein Stück Sohlenleder.

»Wie lange kann eigentlich ein Mensch unter solchen Bedingungen am Leben bleiben?« fragt Oberst Dumont.

Die Ärzte sind sich darüber nicht einig. »Zehn Tage bis drei Wochen«, meint Dr. Rickmers. »Das kommt ganz auf die Konstitution an.«

»Zehn Tage«, murmelt der Oberst. »Da kann man nur hoffen ...« Er beendet den Satz nicht.

Hoffen! denkt Breuer. Worauf? Er denkt an Hitlers Sonderbestimmungen für die Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener. An den »Erlaß über die Einschränkung der Kriegserichterbarkeit« in der Sowjetunion, der jedem Soldaten den Weg freigab zu Mord, Raub und Plünderung. Und an den »Kommissarbefehl« vom 6. Juni 41, nach dem sämtliche politischen Kommissare der Roten Armee, kenntlich an einem fünfzackigen Stern auf dem Unterarm, sofort und ohne kriegsgerichtliches Verfahren zu erschießen waren. Und an das Titelbild jener Wehrmachtsillustrierten vom Winter 41: Ein Güterzug mit offenen Waggonen im Schneetreiben, die Waggonen vollgepfert mit stehenden Russen ... Und an jenen Tag zu Anfang des Rußlandkrieges. In Ostpolen war es, in Dubno



oder Rowno, das weiß er nicht mehr so genau. Ein eingezäuntes Stück Feld, ein äußerer Stacheldrahtzaun und in einem Abstand von 20 Metern ein innerer. Darin 500 sowjetische Offiziere, dicht zusammengedrängt am Boden liegend. An den vier Ecken Wachttürme, mit Scheinwerfern und Maschinengewehren bestückt. Und: *Wer den Kopf hebt, wird erschossen!* Jeder, der wollte, durfte mal schießen. Flaksoldaten, Männer von Nachschubeinheiten, vom Arbeitsdienst. Die ganze Nacht über knatterten die MG-Stöße. Morgens lagen dort 500 Tote ...

Worauf sollen wir hoffen? denkt Breuer. Wer gibt uns ein Recht, zu hoffen?

Am nächsten Morgen gibt es kein heißes Wasser. Es gibt überhaupt nichts mehr. Auch die Latrinentonne wird nicht geleert, obwohl sie schon überläuft. Sie sind bereits zu schwach, um sich darüber zu erregen. Die Luft ist stickig, bei jedem Atemzug rinnt der Schweiß über die Gesichter. Niemand spricht. Es ist auch nichts mehr zu sagen. Die Zeit verläuft nicht mehr, sie ist zu einem Punkt geworden, der in der Unendlichkeit schwebt.

Später irgendwann klappert es an der Tür. Kaum jemand hebt den Kopf.

Aber es ist nicht der Wachposten.

Es ist der Sergeant, der sie herbrachte. Mit ihm betritt ein zweiter Russe den Raum, ein baumlanger Kerl, fremdartig wie von einem anderen Stern.

Und mit einmal sitzen sie aufrecht. Irgend etwas geschieht jetzt gleich, etwas Entscheidendes.

Ihre Blicke tasten den fremden Russen ab. Ein weißer, glockiger Schafspelz, der knapp bis über die Knie reicht. Eine weiße Pelzmütze mit einem großen dunkelroten Stern. Weiße, mit hellbraunem Leder abgesetzte Filztiefel. Ein hellbraunes Koppel, über den Pelz geschnallt; daran eine hellbraune Ledertasche. Aus ihr schaut der Kolben eines schweren Revolvers heraus, mit einer Messingkette an dem Koppel befestigt. Ein kaltes, intelligentes Gesicht. Ohne Frage ein Offizier.

Der Sergeant hält eine Liste in der Hand, er beginnt Namen zu verlesen.

»Fischer, *Major!*« – »Hier!« – »*Wasche imja?*« – »Walter.« – »*Otschestwo?*« – »Hermann.« – »*Germannowitsch*«, buchstabiert der Sergeant den Vatersnamen, ohne den in Rußland ein Name kein Name ist.

»Kramer, *Kapitan!*« – »Hier!« – »*Imja?*« – »Curt, mit C!« – »*Schto eto, Za? Vitamin Zä? Nix Zä! Otschestwo!*« – »Erich.« – »*Ä-ri-cho-witsch, wot ...*«

Inzwischen sind auch die letzten wachgeworden. Der Raum ist voll knisternder Spannung. Es geschieht etwas. Es gibt wieder eine Zeit, eine Außenwelt. Das Leben geht weiter.

»Was bedeutet das?« fragt Hauptmann Cramer. Sein Blick hängt an dem langen Russen mit dem steinharten Gesicht.

»*Dju... Djumont du Ferrjä ... schto takoj! Polkownik!*« – »Ja, hier ...« – »*Imja?*« – »Karlheinz Eugen.« – »*Karlgeinz Ewgen, tschort wos mi! Otschestwo!*« – »Ja, hm ... François.« – »*Franz-wazowitsch ...*« Der Russe zerquetscht einen weiteren Fluch zwischen den Zähnen. Er hat noch keine Übung mit fremdländischen Namen, und schon gar nicht mit solchen.

»*Bistreh, bistreh!*« drängt der Mann im Pelz.

Dreißig Namen werden verlesen. Irgendwann ist auch Breuers Name gefallen. Der Major mit den erfrorenen Füßen ist nicht aufgerufen. Auch der Sonderführer von Id nicht. Auch nicht die randalierenden Kerle.

Sie suchen ihren Kram zusammen.

»*Dawajtje!*« sagt der Bepelzte und geht voran. Die dreißig Mann folgen. An der Tür sieht Breuer sich noch einmal um. Stumme Blicke starren ihnen nach.

Draußen überfällt sie der helle Tag. Es ist ein trüber, naßkalter Tag. Aber er ist unwahrscheinlich hell. Und die Luft ist wieder Luft. Sie füllt Bronchien und Lungen und dringt durch alle Kleidungsstücke in alle Poren der Haut.

Der Offizier läßt sie in Linie zu drei Gliedern antreten. Ihnen gegenüber steht ein Peloton von zehn Soldaten. Alle in weißen Pelzen, alle groß und blond, wie Prachtexemplare aus Hitlers Leibstandarte, die Schnellfeuergewehre mit aufge-

pflanzten Bajonetten bei Fuß. Vier davon haben Wachhunde kurz an der Kette, Deutsche Schäferhunde.

Es ist still. Auch die Hunde rühren sich nicht. Sie haben die Ohren gespitzt und warten.

Ein scharfes Kommando. Die Gewehre fliegen hoch.

»Ach«, seufzt Oberst Dumont, »ach, ach ...« Die Deckenrolle klatscht zu Boden, der Koffer entfällt seiner Hand.

Ein zweites Kommando. Ein einziges, kurzes, klackendes Geräusch. Die Männer haben entsichert.

Jetzt also! denkt Breuer, und er ist ganz ruhig dabei. Sein Blick umfängt noch einmal das graue Haus, den grauen Himmel, den grauen Tag. Jetzt also, denkt er. Jetzt und hier ...

»Schon«, sagt neben ihm Hauptmann Cramer. Er hat seinen Kopf tief in den Mantelkragen gezogen. »Jetzt schon!« sagt er verwundert.

Hoffentlich treffen sie nicht den Bauch, denkt Breuer. Hoffentlich halten sie höher.

Doch das dritte Kommando, das erwartete, kommt nicht.

Nach einer Pause, die sie minutenlang dünkt, zieht der Offizier einen Zettel hervor. Er verliest einen knappen Befehl. Kuhlemmer übersetzt.

Die Gruppe hat dicht zusammenzubleiben.

Sprechen ist verboten.

Wer zu fliehen versucht, wird ohne Warnung erschossen.

»Marsch!«

Die Gruppe schwenkt nach links ein, der Offizier setzt sich an die Spitze. Die zehn Soldaten, die Gewehre schußbereit unter dem Arm, kreisen die 30 Deutschen ein. Auf jeder Seite zwei Mann mit Hunden.

Ganz langsam, Schritt für Schritt, kommt der Zug in Bewegung. Fliehen, ach du lieber Himmel! Sie fühlen sich dem Leben wiedergegeben und sind bereit, für alles dankbar zu sein. Erst jetzt merken sie, wie schwach sie geworden sind. Die Russen lassen sich Zeit, nur die Hunde zerren an ihren Ketten, ihnen geht das zu langsam.

Wegener trägt Dumonts Koffer. Breuer hat sich die Decken-

rolle zu seinem Bündel über die Schulter gehängt. Er führt den Oberst, dem ständig die Knie einknicken, am Arm. Man ist wieder Mensch und voll Dankbarkeit.

Telegrafenmasten, Eisenbahnsignale, Schienenstränge. Zwischen Gleisen stolpern sie vorwärts, über Weichen und Schwellen. Rechts und links Reihen von offenen und gedeckten Güterwagen. In manchen liegt Stroh. Jetzt hier sich ausstrecken können! Doch es geht weiter. Vorn links stehen sogar Personenwagen. Drei oder vier.

Sie kommen näher und näher.

Es sind schöne, dunkelgrün glänzende Wagen, die sehr neu aussehen. Welche Prominenz wohl damit fahren mag? Vielleicht eine Kommission aus Moskau, die die Trümmerstadt besichtigt hat?

Gegenüber steht ein Güterzug. Die Schiebetüren sind geöffnet, die Waggons dick mit Stroh ausgelegt. Es ist schönes, trockenes Stroh.

»Halt!«

Aha, endlich!

*Einsteigen!*

Ja, wie denn ... Nicht in den Güterzug? Hier in die D-Zug-Wagen? ... Sie glauben es noch nicht und helfen sich doch schon die Stufen hoch.

Im Gang steht eine ältere Frau mit weißer Schürze, weiße Bettwäsche über dem Arm. »*Sdrasdwujtje!*« sagt sie voll freundlicher Neugier. Ein russischer Offizier nimmt sie in Empfang und weist sie ein. In jedes Abteil sechs Mann.

Geräumig ist das Abteil und funkelnd von Sauberkeit. Auf jeder Seite drei Liegepritschen. Die in der Mitte können heruntergeklappt werden und bilden dann die Rücklehnen für die unteren, die tagsüber als Sitze dienen. Auf jeder Pritsche liegen Wolldecken und, zusammengelegt, zwei leinene Laken und ein Kopfkissenbezug.

Breuer und Cramer klettern nach oben. Hier kann man sich auch am Tage ausstrecken. In der Mitte richten sich die beiden Ärzte ein, ganz unten Dumont und Wegener.

Breuer legt Mantel und Stiefel ab und streckt sich aus. Am

Kragenrand seiner Feldbluse krabbeln die Läuse, beunruhigt von dem frischen Duft der Bettwäsche. Schade um dieses saubere Bettzeug, so verdreckt wie man ist! Ach was, ach was ... Hier immer nur liegen können ... Er schließt die Augen und will nichts mehr denken. Aber es denkt weiter in ihm ohne sein Zutun. »*Werd ich zum Augenblicke sagen, verweile doch ...*« Wer sprach das eigentlich? Ach ja, Faust! Vertrag mit dem Teufel. Kaum daß die Zivilisation lichtere Seiten zeigt, da stellt auch schon die Kultur sich ein. Verrückt, verrückt ... »*Dann magst du mich in Fesseln schlagen ...*« Bitte schön, bitte schön! Dieser Augenblick ist jedenfalls so schön, daß er ewig dauern könnte. Auch wenn einen hinterher der Teufel holt.

»Jedenfalls danke ich Ihnen sehr, meine Herren«, hört er unten den Oberst sagen, »daß Sie mir so reizend geholfen haben. Also wirklich, nicht wahr ... Selbstverständlich können Sie nachher alle meinen Rasierapparat benutzen!«

Später zeigt sich noch einmal der russische Offizier, begleitet von Kuhlemmer.

»Der Hauptmann läßt sagen, daß es gleich noch Tee gibt. Verpflegung kann leider erst morgen früh empfangen werden, Sie möchten sich bitte gedulden.«

Tee? Na ja, das kennen sie! Aber nein, es ist wirklich richtiger, duftender Tee.

An diesem Tag fährt der Zug nicht ab. Vielleicht wartet man noch auf jemand? Vielleicht auf die anderen aus dem Gefängnis? Dieser Zug hat noch zwei oder drei Wagen ... Zwecklos zu fragen, zu kombinieren. Das Gefängnis drüben entbehrte nicht gewisser Folgerichtigkeit. Dieser D-Zug, der fremdartig und schweigsam, ohne Angabe von Herkunft und Ziel, auf den Gleisen des Bahnhofs Beketowka steht, ist vorerst ohne Sinn.

Auch am nächsten Morgen fährt der Zug noch nicht. Was ist los? Niemand weiß es. Sie dürfen nicht aussteigen, auch nicht die Fenster öffnen. Draußen sichert das Wachkommando mit den Hunden.

Ein sowjetischer Oberstleutnant geht durch den Waggon. Er schimpft, weil jemand mit Stiefeln auf der Pritsche liegt,

und fragt nach dem Wagenältesten. Wegener meldet sich. Der Russe zeigt auf die Stoppelbärte und verzieht das Gesicht.

»Nix Kultura!«

Also das ist doch der Höhepunkt! Erst die Rasierapparate klauen und dann von Kultur reden! Ein Glück, daß der Russe kein Deutsch versteht und sich auf Kuhlemmers Dolmetscherkünste verlassen muß. Aber der Oberst da, bitte sehr! Wohlgepflegt und glatt rasiert. *Kulturny tschelowek* – Ja eben, der hat seinen Apparat noch! Und den »darf« Oberst Dumont dann auch dem ganzen Wagen zur Verfügung stellen. Er lächelt sauer-süß, aber er lächelt. Der »Mann von Kultur« ist ihm warm hinuntergegangen.

Wegener, solchermaßen zu Amt und Würden gekommen, entwickelt Tatkraft. Kuhlemmer wird Adjutant. Abteilälteste sind zu benennen, eine Waggonordnung wird entworfen und ein Zeitplan für das Waschen und Rasieren im Toilettenraum.

Und dann:

»Ein Mann aus jedem Abteil zum Verpflegungsempfang! Zeltbahn mitbringen!«

Breuer geht nach vorn, und er traut seinen Augen nicht. Da liegen Brote, Konservenbüchsen; Schüsseln mit Butter und Zucker stehen da; Wurst ... Er muß ein paarmal hin und her gehen, um alles ins Abteil zu schaffen. Pro Kopf 200 Gramm Weißbrot. *Weißbrot!* 200 g *Suchari*, schwarzes Trockenbrot aus einem großen Sack; 200 g davon sind eine Menge, ein Brotbeutel voll ... 50 g Butter, 40 g Würfelzucker, Trockenfisch, Hartwurst. Für je zwei Mann eine Büchse Schmalzfleisch und für jeden ein kleine Dose mit gesüßter und eingedickter Sahne. Und Papyrossi, eine Packung mit 25 Stück für jeden.

»Richtet euch ein damit!« gibt Kuhlemmer mit auf den Weg. »Warmes Essen gibt's nicht, nur Tee!«

In ihrem Abteil verteilen sie die Schätze. Weißbrot mit Butter! Wann gab es das doch? Mai 42, letzter Urlaub, Kaffee auf der Terrasse ... Und dann die süße, wie Sirup eingedickte Büchsensahne. Mit zerkrümeltem Hartbrot angerührt, ergibt sie eine Art Krokant, und Erinnerungen an alle Torten und Leckereien von einst werden wach.

»Vorsicht, meine Herren!« warnen die Ärzte. »Magen und Darm sind an Fett nicht mehr gewöhnt! Einteilen, einteilen! Wir wissen nicht, wie lange die Fahrt dauert!«

Bis jetzt hat sie noch nicht einmal begonnen. Der Zug steht immer noch.

Waschen, rasieren, essen, schlafen ... Schuhe putzen, Strickwesten stopfen, Knöpfe annähen, Fußlappen waschen ... Und schlafen, schlafen ... Man wird wieder Mensch. Mit »Gestatten, Herr Oberst?« und »Danke schön, mein Lieber!« und »Bitte, nehmen Sie doch Platz! Nein, Sie stören gewiß nicht!« und mit Bedauern darüber, daß man kein Eßbesteck hat und keine Teller.

Breuer liegt auf seiner Pritsche und döst. Er fühlt sich satt und wohl. Die Schokoladenseite der Gefangenschaft, denkt er. Eine Oase in der Wüste. Wie lange? denkt er. Warum und wohin? Wann wird man das Fragen verlernen?

Unten spielen sie Skat. Dumont, die beiden Ärzte und Wegener. Sie haben Dumonts Koffer auf den Knien und dreschen darauf herum.

»... und die Zehn ... und das As, und noch der Karo-Bube, na? ... Kreuz ohne drei Spiel vier, Schneider fünf. Macht 60 Gute!«

»Hm, na ja ... Kutscherspiel. Den hätten Sie doch aus der Hand ...«

»Mit der blanken Herz-Zehn? Ne, das war zu riskant. Wegener, Sie geben!«

Breuer zündet sich eine der Papyrossi an und bläst den Rauch zur Decke. Vier Stück hat er sich für heute bewilligt, wer weiß, wann es wieder welche gibt. Vorher hat er den schmutzigen, stinkenden Verband abgelegt. Das Auge ist noch geschwollen und geschlossen, die Wunde dick mit Schorf bedeckt. Abwarten! Man kann auch mit einem Auge sehen.

»Ich kann's immer noch nicht fassen«, sagt Dr. Unschilder unten. »Dieser Zug hier, diese Aufmachung und Verpflegung ... das bedeutet doch irgendetwas! Hier werden doch irgendwelche Weichen gestellt!«

»Wo ein Zug fährt, mein lieber Doktor«, läßt Dumont sich

vernehmen, »da werden immer Weichen gestellt! Warten wir doch mal ab! – Also, ich passe!«

Rauchen, Karten spielen, essen, schlafen ... Niemand stört sie, niemand will etwas von ihnen. Sie haben Zeit, glücklich zu sein. *Werd ich zum Augenblicke sagen ...*

Mitten in der Nacht wacht Breuer auf. Da war doch etwas ... Dicht über ihm brennt die Nachtbeleuchtung. Das Lämpchen zittert in seiner Fassung.

Ratt – tatat, ratt – tatat ...

Sie fahren.

Morgens wieder Verpflegungsempfang. Brot, Butter und Zucker wie am Vortage, dazu 70 g geräucherter Speck. Sie machten es sich auf den unteren Sitzen bequem. Dumonts Messer wanderte durch die Abteile zur Zerkleinerung des Specks.

Der Zug ließ sich Zeit. Oft stand er ganze Stunden lang auf freier Strecke oder auf kleinen, ländlichen Bahnhöfen. Durch die befrorenen Scheiben sah man Frauen mit Körben, junge Mädchen in Wattejacken und Filzstiefeln, Eisenbahner, Soldaten ... Und auch wieder Bäume! Bei Stalingrad gab es kaum Bäume.

Seit sie wieder Kraft zum Denken hatten, drehten sich die Gespräche mehr und mehr um Stalingrad. Je weiter man sich in Raum und Zeit von den Ereignissen der letzten Monate entfernte, desto deutlicher begann das Ausmaß der Katastrophe sich zu erhellen.

»Über 20 Divisionen verloren, 300 000 Mann, es ist kaum zu fassen«, meinte Dr. Rickmers. »Damit ist die Entscheidung in diesem Kriege gefallen, das ist klar.«

Oberstleutnant Wegener, der Generalstäbler, war nicht dieser Meinung.

»Ein böser Schlag, zweifellos! Es wird eine Weile dauern, bis wir wieder offensiv werden können. Aber die Russen haben sich von viel ernsteren Schlappen erholt.«

»Ja, mit Hilfe der Amerikaner!«

»Unsere einzige Chance lag in einer erfolgreichen Blitzkriegführung«, warf Hauptmann Cramer ein. »Bisher hat Hit-



ler von dem Nimbus seiner Unbesiegbarkeit gelebt. Die anderen haben ihn ja angestarrt wie die verschreckten Kaninchen! Damit ist es aus nach Stalingrad. Jetzt geht es darum, wer den längeren Atem hat. Jetzt entscheidet das größere Rüstungspotential. Und das haben wir nicht.«

Dieser Hauptmann! Wer war denn dieser Hauptmann? Bisher hatte ihn noch niemand so recht beachtet.

»Und das ideelle Potential?« sagte Wegener recht von oben herab. »Die Begeisterung, die Überlegenheit der höheren Rasse, die Kraft einer zündenden Idee, das alles gilt Ihnen wohl nichts?«

Cramer winkte ab. »Ich bin ein Mann der Wirtschaft«, sagte er. »Im modernen Krieg entscheiden die Produktionsziffern, die Rüstungskapazität. Das Ganze ist ein einfaches Rechenexempel. Hitler hat schon gewußt, warum er nach Maikop und Baku wollte.«

»Mein Gott«, stöhnte Dr. Unschlichter. »Warum nur ist man damals nicht ausgebrochen, zu Weihnachten, als Manstein bis auf 50 km heran war!«

»Ja, warum ...«, sagte Dumont. »Wenn Paulus damals auf mich gehört hätte, säßen wir heute nicht hier.«

»Auf Sie gehört?«

»Heute kann man ja ruhig darüber reden. Ich bin vom OKH in geheimer Sondermission zu Paulus geschickt worden, um ihn gegen den Befehl des Führers zum Ausbruch zu bewegen.«

»Ach«, sagte Wegener, »das ist ja allerhand! Erzählen Sie mal!«

Doch daraus wurde nichts. Aus dem Nebenabteil kam eine Liste herüber. Wieder einmal die Personalien: Zuname, Vor- und Vatersname, Dienstgrad, Geburtstag und Ort ... Das wievielte Mal schon! Als sie sich alle eingetragen hatten – Dumont hatte sich dabei sogar mit kyrillischen Schriftzeichen versucht –, war das Thema Stalingrad vergessen. Dr. Unschlichter mischte schon die Karten zum Skat.

Mitten in das Spiel hinein rumpelte ein russischer Baß wie heraufziehendes Ungewitter.

*»Gdje Djumont! Kto etot Djumont!«*

Der Transportkommandant. Hinter ihm Leutnant Kuhlemmer.

»Ja? Bitte?« Der Oberst sah indigniert auf, er hatte gerade einen »Null ouvert« aufgedeckt.

»Er sagt, Sie haben sich als General eingetragen.« Kuhlemmer war ganz unbeteiligte Sachlichkeit. »Wie Sie dazu kommen, will er wissen.«

Dumont stellte vorsichtig den Koffer mit den Karten zur Seite. »Sehen Sie, das ist so: Ich war Kommandeur eines Führungs-Nachrichten-Regiments, außerdem avisierter Kommandeur der Heeresnachrichtenschule. Beides entspricht der Dienststellung eines sowjetischen Brigadegenerals.«

Der russische Offizier sah abwechselnd Dumont und den übersetzenden Leutnant an, sein Gesicht rötete sich gefährlich. Dann brach das Unwetter los. Aus den anderen Abteilen steckten sie die Köpfe heraus.

Kuhlemmer blieb diskret. »Es gibt bei den Deutschen keine Brigadegenerale«, übersetzte er. »Ob Sie General sind oder nicht, will er wissen. Sie sollen mit ja oder nein antworten.«

Der Oberst verzog das Gesicht, als hätte ihm jemand auf den Fuß getreten. »So betrachtet, natürlich nicht. Aber ...«

»Also nein!« sagte Kuhlemmer. »*Njet!*«

Der Russe fetzte mit seinem Bleistift in der Liste herum, dann machte er wortlos kehrt.

Dumont griff nach dem Koffer mit den Karten. »Ist ja lächerlich! Stummfeld hat mir gesagt, daß der Beförderungsvorschlag seit Wochen beim Personalamt liegt. Aber Sie wissen ja, wie langsam das da geht! Natürlich hätte das OKH mich lieber als General zu Paulus geschickt. Vielleicht hätte er dann auf mich gehört, und wir säßen nicht hier, und der Krieg wäre nicht verloren.« Er lächelt fein. »So hängt der Lauf der Weltgeschichte manchmal an Kleinigkeiten.«

»So ein Quatsch!« knurrte Cramer oben auf seiner Pritsche. Er hatte sich nicht ohne Schwierigkeiten eine der Papyrossi angezündet, jetzt zog er mit spitzen Lippen daran wie ein Backfisch. »Als ob dieser Ausbruch etwas geändert hätte!«

Am nächsten Morgen hieß es, in der Nacht sei Feldmarschall Paulus mit der gesamten Stalingrader Generalität zugestiegen. Genaues wußte man jedoch nicht; die Durchgänge zwischen den Waggons waren verschlossen, die Fenster durften nicht geöffnet werden.

»Ob meiner auch dabei ist?« meinte Cramer. »Sicher ist er dabei, warum auch nicht! Wissen Sie, im Dezember hatte er noch einen Weinbestand von ein paar hundert Flaschen, den er seit Frankreich auf einem Lkw mitschleppte. Zu Weihnachten bekam jeder vom Stab eine Flasche Mosel, und Ic mußte natürlich die Etiketts schreiben. ›Fröhliche Weihnachten! Der Divisionskommandeur.‹ 50 Stück. Als ich ihm die Dinger überbrachte, sah er mich in seiner infamen Manier so von oben bis unten an. ›Ist doch wieder Mist, Cramer! Ist doch wieder Mist! Studierter Mann, wie? Aber Etiketts schreiben, das können Sie nicht! Was habe ich Ihnen gesagt? ›Fröhliche Weihnachten‹ einfach und ›Der Divisionskommandeur‹ gesperrt! Und nicht umgekehrt! Zu schwer zu kapieren, wie? Na los, worauf warten Sie noch? Noch mal, Cramer, noch mal, noch mal! – Ich weiß nicht«, sagte Hauptmann Cramer, »von dem Kerl träume ich manchmal, und dann bin ich immer in Schweiß gebadet.«

Unten gab Oberst Dumont eine Lagebeurteilung.

»Den wievielten haben wir heute? Den 19., nicht wahr? Nun, am 22. Februar ist bekanntlich der *Tag der Roten Armee!* Was meinen Sie, was da in diesem Jahr los ist! Für mich liegt der Fall ganz klar: Es geht nach Moskau, und am 22. werden wir bei der Parade auf dem Roten Platz mitmarschieren. Daher auch das gute Essen und so weiter.«

»Sie glauben wirklich, daß ...«

»Ich bitte Sie, Gefangene und Beute vorführen, das machen schon die alten Römer bei ihren Triumphzügen. Vercingetorix zum Beispiel und diese Dame da, die Tusnelda ...«

»Und Sie meinen, daß Sie da nun als so eine Art Tusnelda ...?«

Aber am 22. war Moskau noch nicht in Sicht. Der »Tag der Roten Armee« manifestierte sich für die Gefangenen allein

darin, daß es noch einmal den gesamten Verpflegungssatz des ersten Tages gab.

Oberst Dumont ließ es sich nicht nehmen, den sowjetischen Transportkommandanten zu diesem Festtage zu beglückwünschen. Als ranghöchster Offizier glaube er, im Namen aller zu sprechen, wenn er, trotz schmerzlichster Gefühle natürlich, den ritterlichen Gegner zu seinen glänzenden Erfolgen von Herzen beglückwünsche.

Der Russe hörte sich das mit starrem Gesicht an. Er erwiderte nichts.

Doch Wegener wurde böse. Erstens sei er der Wagenälteste, und er verbitte sich solche Einmischung in seine Kompetenzen; und zweitens sei ein solcher Glückwunsch angesichts der toten Stalingrader Kameraden doch wohl das letzte an Würdelosigkeit.

Der Oberst blieb ungerührt. »Sehen Sie, mein Lieber«, erwiderte er, »die Russen sind kleine Leute, nicht wahr? Stecken bis oben hin voller Minderwertigkeitskomplexe. Ihre einzige Sorge ist es, für Proleten und Barbaren gehalten zu werden. Sie erwarten es, respektiert und nach den gesellschaftlichen Bräuchen der abendländischen Zivilisation behandelt zu werden.«

Wegener knurrte etwas vor sich hin, was nicht freundlich klang.

Ein Skat kam nicht mehr zustande.

Während der Fahrt war viel Zeit gewesen. Plötzlich – mitten in der Nacht noch, so schien es – hielt der Zug.

»Aussteigen!«

Und nun war mit einmal keine Zeit mehr. »*Dawaj ... bist-reh!*«

Die Russen hasteten durch die Abteile und scheuchten die Schläfer hoch. Draußen dämmerte der junge Tag herauf, der 24. Februar.

Vor den Waggonen sammelten sich die Belegschaften. Eine ganze Menge Menschen, sicherlich mehr als hundert. Unterwegs war also noch allerlei zugestiegen. Die kleine Gruppe

drüben, das waren die Generale. Man erkannte sie an den eigenwilligen Kopfbedeckungen und an dem vielen Gepäck.

Ringsum nur Bahngleise, Weichen und Drähte, weiter abseits ein Stellwerk. Jemand entzifferte darauf: KRASSNOGORSK.

Zwei Lastwagen kamen, um die Generale und ihr Gepäck abzutransportieren. Dann marschierten nacheinander die übrigen Gruppen ab, in den trüben, grauen Morgen hinein. Die Landschaft war hügelig, mit kleinen Nadelholzgruppen und einzelnen Häuschen betupft und nicht ohne Reiz. Die glatte Straße, die allen Hebungen und Senkungen folgte, zog sich in eine offene, langgestreckte Ortschaft hinein. Sie zeigte keinerlei Spuren des Krieges, erschien aber wie ausgestorben. Um diese Tageszeit war noch kein Mensch auf den Beinen.

Im Geschwindmarsch ging es vorwärts, aus irgendeinem Grunde hatten die Posten es eilig. Hinter Breuer keuchte Oberst Dumont unter seinem Gepäck. Cramer schleppte seine Deckenrolle, doch seines Koffers hatte sich niemand erbarmt.

An der roten Ziegelmauer eines großen Bauwerks ging es entlang, geradewegs auf ein blau gestrichenes Fabriktor zu, dann aber doch in scharfem Winkel daran vorbei und wieder auf freieres Gelände hinaus. Rechts unterhalb der Straße zog sich ein ausgedehntes Barackenlager hin, anscheinend leer und verfallen.

Bald danach hielten sie vor einem Holztor, über dem mit Spruchband, Sowjetstern und verblichenen Fähnchen eine Art Triumphbogen errichtet war. Langes Warten vor diesem Tor, und nachdem sie einzeln durch die Wachbude geschleust waren, auf der breiten Lagerstraße. Nun war wieder Zeit. Zeit, sich umzuschauen in diesem ersten sowjetischen Gefangenlager.

Es lag auf dem Hang eines Hügels, der dünn mit Nadelbäumen bestanden war. Links duckte sich in den Schatten einer riesigen Tanne ein Blockhaus mit kleinen weißen Fenstern. Daran schlossen sich massive Wirtschaftsgebäude, von denen in Wellen der aufregende Duft frisch gebackenen Brotes herüberwehte. Rechts zogen sich, terrassenförmig angelegt, die

Wohnbaracken hinunter bis zu den Wachttürmen und dem doppelten Stacheldrahtzaun. Dahinter blickte man auf eine weite, flache Schneedecke, unter der sich ein Gewässer verbergen mochte. Gleich hinter den Wirtschaftsgebäuden stieg der Hügel ziemlich steil an und verlor sich, von einzelnen schlanken Kiefern gekrönt, in den Himmel hinein, ohne den Blick auf eine künstliche Begrenzung freizugeben.

Dem Auge tat der Anblick wohl, er wirkte in einer beglückenden Weise heimatlich und verbannte die quälenden Bilder der Steppenöde von Stalingrad endgültig in die Vergangenheit.

Im Lager war man schon auf den Beinen, die Ankunft der Neuen hatte sich herumgesprochen. Vor den Baracken standen allerlei Gestalten in zerlumpter Landserkluft oder in grauen, mit Stoffflicken besetzten Steppjacken, aus denen das Wattfutter heraushing. Sie sahen keineswegs freundlich herüber.

Zwei näherten sich der Gruppe.

»Na, Kumpels? Woher?«

»Stalingrad.«

»Siehste!« Die beiden warfen sich einen Blick zu. »Also doch! *Aus* da unten alles, wie?«

»Ja.«

»Und Paulus und die Generäle? Stimmt das, daß die auch alle ...?«

»Dreht euch doch um! Dort vorn könnt ihr sie sehen.«

»Scheiße, was? Hier haben sie's auch vorgelesen, daß dort 91 000 gefangen gingen und 24 Divisionen kaputt. Aber ...« Sie sahen sich vorsichtig um und sprachen leiser, »... geglaubt hat's keiner.«

»Was schielt ihr denn so mit dem ›deutschen Blick‹? Wer tut euch denn hier was?«

»Wartet's ab, Kumpels! Werdet schon sehen.«

Die beiden trollten sich.

Der Eßraum, in den sie schließlich geführt wurden, war schon voll. Nicht nur auf Tischen und Stühlen saßen »Neue« mit ihrem Gepäck, sondern auch auf dem Fußboden in den Gängen und an den Wänden. Und zu essen gab es auch

nichts, nur die Personalien wurden wieder einmal aufgenommen. Breuer blickte sich um. Er suchte nach Dierk oder Eichert und seinen Leuten. Er fand niemand.

Aber an der Längswand drüben saß einer, den er kannte. Er saß sehr gerade mit untergeschlagenen Beinen da, den geöffneten Rucksack auf den Knien, und aß mit Anstand ein Stück Wurst, das noch aus der Bahnverpflegung stammte.

»Hallo, Hauptmann Engelbrecht!«

»Tag, Breuer! Sie auch? Wir hatten Sie zu Hause vermutet.«

Gepflegt und korrekt, sah der ehemalige Ordonnanzoffizier der Abt. Ia in dieser Umgebung mehr denn je aus wie ein Filmstar. Und jetzt erst erblickte Breuer die silbernen Raupen auf der schwarzen Panzerjacke.

»Major? Entschuldigung ...«

»Die Beförderung war schon lange fällig. Sie kam noch kurz vor Toresschluß. – Tja, hier ist kein Platz mehr frei ... Nun, wir sehen uns ja noch!«

Truppweise ging es dann in die *Banja*, das Badehaus, hinüber. Hier empfangen sie saubere Unterwäsche; Hemd und Hose aus grobem Nessel, mit Bändchen zum Zubinden. Ihre eigene Wäsche, besonders die hellgrünen Offiziershemden mit Umlegekragen, fanden das lebhafteste Interesse der Altgefangenen, die den Banjadienst versahen. Sie sahen nichts davon wieder.

Im Nebenraum ärztliche Untersuchung. Vier Frauen in schmutzligweißen Kitteln waren dabei, den nackten Jammergestalten die Körperhaare abzurasierern. Eine junge, schwächliche Ärztin in Uniform, die dunkelblaue Baskenmütze auf dem roten Haar, stolzierte in hochhackigen Schaftstiefeln dazwischen einher, ein Rohrstöckchen in der Hand. Sie ließ sich die Zunge zeigen, schob mit spitzen Fingern die Lippen zurück, um die Zähne zu begutachten, und überprüfte die Gesamtkonstitution, indem sie die Haut auf Gesäß und Rippen zusammenkniff. Den Befund kommentierte sie mit kurzen Bemerkungen. Die vier Weiber grinsten dazu, manchmal brachen sie in juchzendes Lachen aus.

An Wegeners breitem Korpus war eine ganze Menge abzura-

sieren, und er erregte denn auch der Ärztin besonderes Interesse. Sie kratzte lange an seiner breit vernarbten Hüftverwundung herum, ließ ihn auch Knie- und Rumpfbeuge machen und ging schließlich selbst in die Hocke, um alles recht genau zu betrachten. Und Wegener war es denn auch, der als einziger die Ruhe verlor. Er knurrte ein bissiges Schimpfwort vor sich hin. Die Ärztin fuhr hoch wie von einer Bremse gestochen.

»Was du sagen?« Die Pickel in ihrem spitzen Gesicht röteten sich, und ihr Stöckchen trommelte gegen den Stiefelschaft. »Ich will wissen, was du sagen!«

»Verdammte Pißnelke!« brüllte Wegener, und über die Gesichter ringsum zog ein Feixen wie flüchtiger Sonnenschein.

Die Ärztin stand starr. Nur ihre grünen Augen funkelten.

»*Schto eto?*« fragte sie leise mit schmalen Lippen. »Ich werde fragen, was das ist auf Russisch. Und dann du kommen in Karzer!«

»Ach, leck mich doch ...«, sagte Wegener und kehrte ihr den Rücken zu.

»*Won!!*« schrie die Ärztin. »Raus! – *Faschisty! Blatnyje! Chuligany!* ... *Wsje won!* Alle raus! Raus!«

In einem Barackenraum kamen sie endlich zur Ruhe. Breuer und Cramer fanden nebeneinander oben auf der zweistöckigen, durchlaufenden Pritsche Platz. Decken empfangen, den mageren Strohsack richten, die Sachen verstauen. Und dann:

»Raustreten zum Essenempfang!«

Thema und Interessenpunkt Nummer 1: das Essen!

Sie traten in Reihe im Flur an, nahmen sich nacheinander eine Aluminiumschüssel vom Stapel und empfingen aus einem Kessel eine Kelle voll rötlich-wässriger Suppe, in der etwas kleingeschnippelter Kohl schwamm. Dazu als Tagesration 400 g Brot. Es hielt nicht, was der verlockende Duft draußen versprochen hatte, es war schwarzbraun und klebrigfeucht wie Lehm.

Nach dem Essen legten sich die meisten zum Schlafen hin. Breuer verspürte immer noch das wohlbekannte peinliche Gefühl am Halse. Er zog seine Feldbluse aus und begann, die



grauen, kaum erkennbaren Punkte davon abzusammeln. Neben ihm wühlte Cramer in seinem mageren Rucksack und holte schließlich fünf Papyrossi-Packungen heraus.

»Ob man hier ... ob es wohl hier Papier ... Ich meine, tauschen!«

»Lokuspapier?« Hier erwuchs in der Tat ein Problem.

»Nein, Schreibpapier. Wissen Sie, mir ist da ... ist da etwas eingefallen zu den Schachtschen Mefo-Wechseln, und das möchte ich doch ... doch festhalten.«

Breuer kramte eine leere Papyrossischachtel hervor und reichte sie Cramer.

»Die Innenseite ist unbedruckt, da kriegen Sie allerlei rauf.«

Die Läuse auf dem Kragenrand benahmen sich merkwürdig; mit müden, stelzenden Bewegungen krabbelten sie herum, als hätten sie sich in einem Spinnennetz verfangen. Der Aufenthalt im Entlausungssofen schien ihnen nicht sonderlich bekommen zu sein. »Was ist denn das eigentlich, diese Dingsda-Wechsel? Nie gehört!«

In Cramers verbiestertes Gesicht kam Leben. »Mefo-Wechsel! Damit hat Schacht die deutsche Aufrüstung finanziert«, sagte er. »Es waren einfach Wechsel der Reichsbank, für die der Staat die Garantie übernahm. Alle Banken nahmen sie wie gutes Geld in Zahlung, und die Reichsbank diskontierte sie. Der Trick dabei war, daß sie weder in dem Reichshaushalt noch in den Jahresbilanzen der Reichsbank irgendwo erschienen. Also konnte im Ausland niemand erkennen, wieviel Geld wir in die Aufrüstung steckten. Dabei handelte es sich immerhin um zwölf Milliarden Reichsmark.«

Es war merkwürdig, wie Cramer sich in Haltung und Sprechweise veränderte, sobald es um Wirtschaftsfragen ging.

»Und so etwas funktioniert?« fragte Breuer. »Mir scheint, das ist ausgemachter Schwindel.«

»Natürlich«, meinte der Hauptmann lakonisch. »Nicht der einzige bei Hitler. Aber dieses war ein genialer Schwindel.«

Thema Nummer 1: das Essen. Gegen Abend gab es gesüßten Tee in reichlicher Menge. Sie tranken viel davon.

Um 22 Uhr, fast alle schliefen schon, wurden sie zum Zähl-

appell hinausgerufen. Antreten im Barackenflur. In Linie zu drei Gliedern. Fünf Minuten, zehn Minuten. Der Barackenälteste, ein Stabszahlmeister aus der Nachbarstube, lief unruhig vor der Front auf und ab, zählte vorbereitend ein paarmal durch und hielt dann an der Barackentür Ausschau. Niemand kam.

Gerade vor Breuer hing eine graue Holztafel an der Wand. Weiße Druckbuchstaben darauf: *Wandzeitung des Antifaschistischen Aktivs des Lagers 27/I*. Darunter einzelne Blätter, mit verschiedenfarbiger Tinte beschrieben und mit Reißzwecken festgeheftet. Vergilbt und wellig, schienen sie hier schon lange zu hängen. Rechts unten las Breuer die Überschrift: *Lenin, Was tun?* Dabei fiel ihm die Lokuspapierfrage wieder ein. Ja, was tun? Ob sich hier an dieser Wandtafel für einen schnell entschlossenen Geist Möglichkeiten eröffneten? Aber was war ein *Aktiv*? Mit wem legte man sich da unter Umständen an? Er befragte Cramer, doch der kannte das Wort auch nicht.

Inzwischen waren drei Mann ohnmächtig geworden. Endlich erschien der *Deshurni*, der sowjetische Offizier vom Dienst, in seinem Kielwasser Leutnant Kuhlemmer, auch hier bereits unentbehrlich.

»Meine Herren, ich melde!« Stillstehen, Hand an den Mützenrand. Formen, Formen! Auch ein Stabszahlmeister kannte die Formen.

Der Russe, die Mütze tief in der Stirn, ging langsam die Reihen entlang und tippte den Männern im vordersten Glied mit dem Bleistift auf die Brust.

»... *tri ... schest ... djewjatj ...*«

Stillgestanden, Hand am Mützenrand. Und wieder kippte einer um, polterte wie ein Klotz zu Boden. Am Ende langes Palaver. Dann zählte der Russe, jetzt die Mütze im Genick, noch einmal.

»Meine Herren, ich danke! Bitte wegtreten!« –

Thema eins: das Essen! Nach dem Morgenappell 200 g Schwarzbrot und Kaffee. Heiß, dunkelbraun, süßlich, bekannt aus sämtlichen Feldküchen der Wehrmacht. »Kaffee kann

noch geholt werden!« schrie Kuhlemmer draußen im Gang. Es war reichlich davon da.

Später flogen drei Zeitungen auf die Pritsche. »Na endlich!« sagte Wegener und begann, die Zeitungen in kleine Stücke zu zerlegen. Breuer konnte gerade noch den Kopf entziffern. *DAS FREIE WORT*, darunter *Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion*. Er hätte gern mehr gelesen, doch das andere war dringlicher.

Die diesbezügliche Einrichtung war ein niedriger, an den beiden Schmalseiten offener Holzschuppen. In der Mitte zog sich ein hölzernes Podest mit zwei Reihen von je 20 Löchern entlang. Dazwischen eine durchlaufende Querstange, an die man sich beim Hocken anlehnen konnte. Ein Landser, die Mütze über die Ohren gezogen und einen feuerroten Wollschal um den Hals, war dabei, mit einer Spitzhacke die Urinseen in den Gängen aufzurauben und von den braunen Stalagmiten, die aus den Löchern herausragten, die Spitzen abzuschlagen. Breuer versuchte etwas auf seinen Zeitungstücken zu entziffern; aber durch die offenen Eingänge und die Löcher pffte ein eisiger Wind und trieb zur Eile.

Thema eins: Verpflegung. Zu Mittag Kohlsuppe und 200 g Schwarzbrot. Um die Kantstücke, die besser durchgebacken waren, begann man bereits zu streiten, und Wegener als Stubenältester sah sich aufgerufen, einen genauen Verteilerplan aufzustellen. Abends gab Kuhlemmer reichlich gesüßten Tee aus.

Die Nacht verlief unruhig. Die Wanzen, von langem Hunger geplagt, waren in Scharen unterwegs und bissen mörderisch. Es gab ganz kleine darunter, kaum größer als die Läuse, und andere, die vollgesogen die Größe eines Marienkäfers erreichten. Sie entwickelten eine bemerkenswerte Geschwindigkeit. Wenn man sie erwischte und zerdrückte, hinterließen sie einen braunen, stinkenden Fleck.

Am nächsten Vormittag unternahmen Breuer und Cramer einen Rundgang durch das Lager. Trotz der Kälte herrschte draußen ein lebhaftes Hin und Her von russischen Soldaten

und Offizieren, Gefangenen mit und ohne Gepäck, Küchen-, Lazarett- und Banjapersonal. Es schien das Übliche zu sein, ein besonderer Grund war nicht zu erkennen. Auf schwachen Beinen stiegen die beiden zum Holzplatz hinan. Dicke Stämme, geschält schon und zugeschnitten, zu riesigen Stapeln getürmt. Ein Arbeitskommando dazwischen mit Axt und Säge, der Platz rundherum und der Weg gelbbraun und federnd von Holzmehl und verrottender Rinde. Geruch von Schnee, Gerbsäure und Machorka. Und ein Ausblick weit in das wellige weiße Land hinaus. Auf dem Rückweg kurze Rast hinter den Wirtschaftsgebäuden auf einem Mauervorsprung. Kein Mensch hier. Nur einer eilte vorbei, einen Knotenstock schwingend. Sie waren ihm vorher schon begegnet, jetzt blieb das Bild haften. Kein Mantel, aber Handschuhe und Ohrenschützer; die Schirmmütze tief auf buschigen Augenbrauen, das Kinn vergraben in einen Wollschal.

»Heitz!« sagte Cramer. »Der Kommandierende des VIII. Korps. Von ihm stammen diese ... diese letzten ... ›Erschossen wird ... erschossen wird ...‹ Sie wissen? Seit dem 30. Januar Generaloberst.«

Und wieder der Duft frischen Brotes, in Schwaden aus dem Kellerfenster dringend, voll verlogener Verheißung.

»Wie so ein Mistbrot nur so gut riechen kann!«

Wie die »Alten« erzählten, wurde der Teig für dieses Brot wie Bier aus einem Zapfhahn in Blechformen abgefüllt.

»Erst das Stinkloch in Beketowka«, sagte Breuer, »dann dieser Sonderzug, dann wieder dies hier ... Wo ist da der Sinn?«

Cramer zuckte die Achseln. »Eigentlich ist es ganz anders gekommen, als zu erwarten war. Arbeiter und Bauern obenauf, ›Proletarier aller Länder‹ und so weiter ... Und die Generale und Offiziere alle erschossen oder in Bergwerke gesteckt. So etwa hatte man doch ... hatten wir doch alle wohl gedacht. Es scheint eher umgekehrt zu sein. Vielleicht brauchen sie uns noch? Erschießen ... ich meine, das können sie auch später noch.«

Zu Mittag 200 g Brot und Kohlsuppe. Und jetzt wurde bereits lauthals geschimpft. »Saufraß! – Zum Verrecken ist das ja ...«

Kuhlemmer goß Öl auf die Wogen. »Sehen Sie, wir sind eben in eine schlechte Periode hineingeraten. Die Produkte werden hier immer in größeren Mengen angeliefert. Wenn Kohl kommt, dann gibt es eben vierzehn Tage lang nur Kohl. Und dann auch mal zwei Wochen Hirsekasch ...«

»Aber doch nicht so dünn!« – »Und das Scheißbrot? Da ist wohl 14 Tage lang Wasser statt Mehl an der Reihe!« – »Hungerstreik müßte man machen!«

Der Barackenälteste schlug vor, noch einen Tag zu warten, dann würde er sich beschweren.

Am Nachmittag strich Breuer allein im Lager umher, forschte in den Unterkünften nach Dierk und Eichert. Niemand wußte etwas.

Hinten am Zaun lag die Lazarettbaracke. Dort waren – mit Ausnahme des Feldmarschalls, der ein Zimmer im Blockhaus bewohnte – die Generale einquartiert. Kein Zugang für Fremde! Und Breuer hatte dort wohl auch nichts zu suchen; sein Divisionskommandeur war tot, Engelhard hatte ihm das erzählt. Gefallen am Tatarenwall, das Gewehr in der Hand. *Kampf bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone!* Als einziger der Generale im Kampf gefallen.

»Guten Tag! Kennen wir uns nicht?«

Dieses Gesicht, diese hellen Augen, die an den Alten Fritz erinnerten ...

»Jawohl, Herr General! Oberleutnant Breuer. Das war damals, bei der 29. (mot.)!«

»Eben, eben! Sie waren doch dabei, als wir den Ausbruch vorbereiteten. Hätten wir mal machen sollen, wie?«

»Ja, Herr General. Wenn der O. B. damals ...«

»Paulus! Paulus konnte kaum anders handeln. Man hat ihn von Anfang an betrogen. Die Schuld hat der Mann, der an allem schuld ist ... Und wie geht's denn so bei Ihnen da drüben?«

»Schlecht, Herr General! Schlechte Verpflegung. 400 g klietschiges Schwarzbrot und einen Teller Kohlsuppe.«

»Ach ... Na, warten Sie mal!« Der General verschwand in der Baracke.

Dezember, Adventszeit. Mansteins Entlastungsstoß kam voran, schon sah man nachts im Südwesten die Leuchtraketen, und die 6. Armee rüstete zum Gegenstoß. *Zu Weihnachten sind wir frei!* Vorbesprechungen bei der 29. (mot.), Bereitstellung von Transportraum, von Panzerfahrzeugen. Und da war auch dieser General, hart, klar, etwas Pose, etwas zu bewußt dieser blaue Blick aus großen Augen. General Lattmann, Kommandeur einer Infanterie-Division vom Wolgaabschnitt. 385.? 389.? Irgendetwas mit 300. Und Unold hatte hinterher ausgiebig geschimpft über diesen Lattmann, der viel zu früh befördert sei und überhaupt. Wie er auf jeden schimpfte, der etwas taugte und etwas konnte.

Der General kam zurück, in der Hand ein halbes Stück Brot. Weißbrot mit Butter und rotem Kaviar.

»Hier bitte! Ich esse das doch nicht alles. Kommen Sie ruhig wieder vorbei, wenn Sie Hunger haben!«

Breuer bedankte sich und ging. Weißbrot mit Butter und Kaviar. Er schlang das Brot hinunter, in der Baracke konnte er sich damit nicht sehen lassen. Nur Cramer erzählte er davon.

»Meinen, ähem ... meinen habe ich auch getroffen«, sagte der Hauptmann. »Wissen Sie, der ist mir beinahe um den Hals gefallen. ›Welche Freude, Cramer, welche Freude! Das erste liebe Gesicht aus meinem Stab!‹ Ich ... ich soll ihn besuchen, morgen vormittag, zum Bohnenkaffee. Ob ich ... ob ich da hin muß?« Cramer standen die Schweißtropfen auf der Stirn.

»Lassen Sie doch den Armleuchter!« lachte Breuer. »Der kann Ihnen doch ... Mann, Sie haben ja Angst!«

Cramer strich sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Ja, aber Bohnenkaffee«, murmelte er. »Bohnenkaffee ...«

Bei der Zählung abends kippten wieder vier Mann um.

Von 2 bis 4 Uhr nachts Barackenwache. Breuer saß auf dem Stuhl neben dem Eingang, an ihm vorbei zog die ununterbrochene Prozession nächtlicher Wanderer, die in Unterhosen, eine Decke um die Schultern, im Halbschlaf zur Latrine hinauswankten.

Thema eins, Verpflegung: morgens 200 g Brot und reichlich Kaffee; mittags 200 g Brot und Kohlsuppe, rosafarben und dampfend.

Während der Ausgabe erschien in der Baracke ein Zivilist, klein, drahtig, zweireihiger Wintermantel mit grauem Lammfellkragen, dazu passende Pelzmütze. Ein rosiges Gesicht, duftend nach Rasierwasser und Puder.

»Nun, wie geht's?«

Akzentfreies Deutsch, blitzende weiße Zähne, strahlendes Lächeln. Im Nu sah er sich eingekreist und von einem Redeschwall überschwemmt.

»... klietschiges Brot ... nur Kohlsuppe ... kein Zucker, kein Fett ... nichts zum Rauchen ... Wir haben doch ... man hat doch ...«

»Major!« flüsterte hinten Kuhlemmer beschwörend. »Reden Sie ihn ja mit Major an!«

Schließlich verschaffte sich der Zahlmeister Gehör.

»Das Essen ist wirklich schlecht, Herr Major! Dabei kommen wir alle auf den Hund. Beim Appell fallen sie schon um, ja ... Und dann hätten wir auch gern etwas Lokuspapier ...«

Der Fremde spielte mit seinen Nappahandschuhen. »Ach«, sagte er, »ach ...« Er schien bestürzt, hatte ganz runde Augen bekommen. »Ja, allerdings ... Sehen Sie, ich selbst habe mit der Lagerverwaltung nichts zu tun, verstehen Sie? Aber ich werde mit den zuständigen Stellen sprechen, ja? Und wegen des ... wie sagten Sie? des Toilettenpapiers, da wenden Sie sich doch bitte an die Lagerärztin!«

Er winkte mit den Handschuhen zum Abschied.

Die Stimmung war wieder obenauf. »Na, sehen Sie? Man muß nur mal auf die Pauke hauen!« – »Hätten wir auch schon früher haben können.« – »Die sind ja gar nicht so. Wenn man vernünftig mit ihnen redet ...«

»Wer war das eigentlich?« fragte Wegener.

»Major Stern!« flüsterte Kuhlemmer, obwohl kein Grund mehr zum Flüstern war. »Der Lagerkommissar!«

Kommissar? *Die Kommissare der Roten Armee sind ohne Verfahren zu erschießen!* Kommissar ...

»Ein sympathischer Mensch«, meinte Dumont. »Sehr gepflegt und kultiviert. Ein Deutscher?«

»Hören Sie mal, ich bin doch kein Hellseher!« fauchte Kuhlemmer zurück.

Der Stabszahlmeister war gleich zum Krankenrevier hinübergelaufen. Jetzt kam er zurück, etwas bedrückt, wie es schien.

»Wissen Sie, was das rothaarige Biest gesagt hat? Der Gebrauch von Papier ist eine Zivilisationskrankheit. Bei jedem normalen Menschen funktioniert der Schließmuskel so, daß er die Fäkalien sauber abkneift. Was sagen Sie dazu?«

»Na, bei dem Fraß«, bemerkte Wegener, »nur Hirse und Grünkohl und so, da scheißen die hier wahrscheinlich Pferdeäpfel.«

Abends gab es Tee, süß und reichlich.

Beim Zählappell war der Stabszahlmeister nicht da. Die aus der Nachbarstube erzählten, am Nachmittag sei er ins Blockhaus gerufen worden und noch nicht zurückgekommen.

Statt seiner erschien vor der Front ein vierschrotiger Bursche in einer Wattejacke, ohne Kopfbedeckung, mit kurzgeschorenem Haar.

»Alles herhören! Ich bin der neue Barackenstarschi. Eins will ich euch gleich mal sagen: Glaubt nicht, daß ihr hier groß die Fresse aufreißen könnt! Die Zeiten sind vorbei, ein für allemal. Offiziere ...! Eure Soldaten verfaulen draußen im Dreck, in den ihr sie hineingeführt habt, und ihr kommt hier angeschissen und meckert über Kohlsuppe. Der deutsche Faschismus hat die friedliebende Sowjetunion im Auftrage der kapitalistischen Blut-sauger überfallen, und ihr wart die Handlanger. Solche faschistischen Gangster gehören von Rechts wegen aufgehängt! Ihr könnt eurem lieben Gott danken, daß ihr hier überhaupt was zu fressen bekommt! Steckt eure dreckige Schnauze gefälligst in Bücher und lernt erst mal was, vielleicht kapiert ihr dann endlich, was für eine miese Bande ihr seid. So, das laßt euch gesagt sein! Und wer mir hier noch mal mit Beschwerden kommt, der kann was erleben! – Ab heute ist auf dem Flur jeden Abend vor der Prowerka Politunterricht. Daß sich mir da keiner verpißt!«



Tödliche Stille.

Der Mann zog ein Blatt aus der Tasche, entfaltete es umständlich und begann zu lesen:

*»Als Lenin im Jahre 1900 aus der sibirischen Verbannung entlassen wurde, hatte der Ökonomismus unter der Führung der Verräter E.D. Kuskowa, Prokopowitsch und Bernstein zu einer verbrecherischen Spaltung der russischen Sozialdemokratie geführt. Um den Verrätern das Handwerk zu legen, gründete Lenin im Dezember 1900 zusammen mit Plechanow die Zeitschrift ›Iskra‹. Den entscheidenden Schlag gegen Bernstein und Konsorten führte Lenin jedoch mit seiner 1902 veröffentlichten Schrift ›Was tun?‹ Diese Schrift ...«*

Der Mann las schlecht; die trübe Flurbeleuchtung mochte mit daran schuld sein. Breuer hörte angestrengt zu, schon um wach zu bleiben; er hörte nur Blablabla.

Wieder wurden zwei Mann ohnmächtig. Den einen konnten sie vorn gerade noch auffangen, der andere kippte um wie ein Brett, schlug mit dem Kopf gegen die Wand, und knickte zusammen.

»Macht euch man noch in die Hosen!« unterbrach sich der Starschi mit flüchtigem Blick. Schließlich faltete er das Blatt zusammen.

»Noch jemand Fragen?«

Niemand hatte Fragen.

»Na, dann ... Wer das nicht kapiert hat, kann's hier an der Wandzeitung studieren. Der Artikel da ist von mir.«

Sie standen noch etwa zehn Minuten in bedrücktem Schweigen. Dann kam der *Deshurni*.

Beim Weggang warf Breuer noch einen Blick auf die Holztäfel. Unter dem Artikel stand: Kurt Kutschke, Obergefr. Das also nannten sie hier *Aktiv*? War das nun ein Hauptwort oder ein Adjektiv? Als er sich der Stube zuwandte, sah er am Barackeneingang Oberst Dumont im Gespräch mit dem Obergefreiten Kutschke.

Später erschien der Oberst, eine Broschüre in der Hand. »Primitiv, nicht?« meinte er fröhlich. »Ich habe ihm klarzumachen versucht, daß der Faschismus eine spezifisch italie-

nische Angelegenheit sei. Aber er meinte, ich solle erst mal gründlich den Marxismus-Leninismus studieren. Und dann hat er mir eine Privatvorlesung gehalten über den Imperialismus als letzte Phase des Hochkapitalismus, und daß der internationale Faschismus der letzte Versuch ...«

»Solche Drecksäcke geben hier also den Ton an!« unterbrach ihn Wegener. »Drüben wurde Hitlers ›Mein Kampf‹ auswendig gelernt, hier anscheinend Lenin.«

»Hitler hat nie ein klares Wirtschaftsprogramm entwickelt«, sagte Cramer. »Die pseudosozialistischen Forderungen des Parteiprogramms waren nur Bauernfang. Aber Lenin, wie man über sein System auch denken mag, war immerhin ein Kopf. An seinen Analysen des Kapitalismus ist eine Menge dran.«

Breuer griff zu der Broschüre, die der Oberst mitgebracht hatte. Ein Büchlein in Postkartenformat. Aufgedruckter Titel: *Manneswort eines deutschen Hauptmanns*. Darunter: *Rede, gehalten vor kriegsgefangenen deutschen Offizieren am 21. 5. 1942 von Dr. Ernst Hadermann*. Ein deutscher Offizier Kommunist? Er legte das Büchlein aus der Hand. Mai 42 ... Damals bereiteten sie bei Kursk die Frühjahrsoffensive vor, die bis zum Kaukasus und nach Stalingrad führte. Damals hing Deutschlands Himmel noch voller Geigen. Eines Hauptmanns Knochen bleichten irgendwo in der Ukraine oder an der Rollbahn nach Moskau, und ein guter Name war schamlos mißbraucht worden.

»... und mit du hat er mich angeredet«, plauderte Dumont. »Stellen Sie sich das vor!«

»Und Sie?«

»Ich? Ja ... ich habe natürlich auch du gesagt. ›Wie heißt du? Dumont?‹ hat er gefragt. ›Dann bist du ja Elsässer, also Franzose! Überleg' dir das mal!«

»Na, dann tun Sie das man ruhig!« meinte Wegener trocken. »Gar keine schlechte Idee, wie?«

»Erlauben Sie mal!« protestierte der Oberst schwach. »Obwohl natürlich ... ich entstamme in der Tat alten Hugenottenfamilien, beidelterlicherseits sogar. Ein Vorfahre von mir war mit Napoleon auf Wilhelmshöh interniert. Auch Chamisso, obwohl er bekanntermaßen Preußen stets treu gedient hat,

war ja mit seinem Herzen immer in Frankreich. Eine tragische Gestalt ...«

Breuer dachte an seinen Kraftfahrer, Karl Lakosch aus Gleiwitz, der eines Tages verschwunden war, übergelaufen zu den Russen, um die 6. Armee zu retten. Ob Lakosch jetzt Pole geworden war und kein Deutsch mehr verstand? Oder auch irgend so ein Barackenstarschi, der über Lenin schwafelte?

Am nächsten Tage, kurz nach dem Morgenappell, erschien ein Rotarmist auf der Stube, einen Zettel in der Hand.

»Breier, jest?«

»Hier!«

»Imja? Otschestwo?«

»Franz Richard.«

»Dawaj, transport!«

Als Breuer, sein Bündel über der Schulter, hinter dem Russen zum Lagertor schlich, sprach ihn ein Altgefangener an.

»Wohin, Kumpel?«

»Weiß nicht. Transport.«

Der andere pffte durch die Zähne. »»Grüne Minna«, Moskau, Gefängnis. Na dann prost, Kumpel!«

## Zweites Kapitel

### Zellforschungen

#### *Gefängnis in Moskau*

Ein Bauwerk saugt dich auf mit grauen Mauern,  
Die düstre Zelle schluckt dich vollends ein.  
In trüben Lichtes fahlem Widerschein  
Sollst du hier deine Tage überdauern.

Die tiefe Stille drückt. Du bist allein.  
Des Wächters kalte Augen nur umlauern  
Vom Spähloch her dein Hoffen und dein Trauern.  
Hier wirst du leben, ohne Mensch zu sein.

Du sinnst dem Schicksal nach, das dich betroffen.  
Was sinnst du noch? Der Weg ist endlos weit.  
Kein Engel winkt, kein Ausblick steht dir offen.

Du sinnst und wartest. Hörbar rinnt die Zeit.  
Zu fürchten bleibt dir nichts, nichts bleibt zu hoffen.  
Und die Minute wird zur Ewigkeit.

Tapp – tapp – tapp – tapp; tapptapp ...

Vier Schritte vom Fenster bis zur Tür, zwei kleine noch um die Pritsche herum bis zur Wand. Kehrt! Zwei kleine Schritte, vier große. Kehrt ... Bei 100 Schritten ein Finger gekrümmt, bei 1000 ein Eindruck mit dem Daumennagel in die Ölfarbe der Wand.

Beim 25. Eindruck klappert draußen auf dem Gang der Esenwagen. 25 000 Schritte, 10 km vom Frühstück bis zum Mittagessen.

Stille wie Watte.

Ringsum die Zelle, 3 m lang, 2 m breit, 3 m hoch. 18 Kubikmeter Lebensraum, nicht ohne Komfort. Links neben der

Tür ein Spülklosett, daneben ein kleines Waschbecken, ein winziger Tisch davor, an der gegenüberliegenden Längswand, mit Scharnieren und Ketten befestigt, eine hölzerne Klapppritsche, die auch am Tage als Sitz oder Liege benutzt werden darf. Eine dünne Matratze darauf. An der Schmalseite ein hochliegendes Fenster; undurchsichtiges Drahtglas, dahinter Gitterstäbe. Oben rechts eine Luftklappe, durch einen Hebelzug zu bedienen. Gegenüber die Eisentür mit Guckloch und Essenklappe. Alles graugrün gestrichen mit einer gummiartigen Farbe, die sich mit dem Fingernagel in Streifen herunterziehen läßt. Wenn das Fensterviereck sich zu verdunkeln beginnt, erglimmt hoch oben an der Decke die Kohlenfadenbirne.

Tapp – tapp – tapp – tapp; tapptapp, kehrt.

Stille wie Watte.

*Lefortowskaja*, Militärgefängnis in Moskau; benannt nach einem französischen General, der Moskaus Befestigungen gebaut hat. Seltsame Ehrung.

»Warum Gefängnis? Ich bin Kriegsgefangener, kein Verbrecher. Ich protestiere. Protestiere!«

»Aber warum denn, ich bitte Sie!« Der sowjetische Offizier, der die Personalien aufnahm, war offensichtlich betroffen gewesen. »Ich bitte, das ist eine gute Unterkunft! Wir haben doch unsere eigenen Offiziere hier!«

Eine gute Unterkunft, gewiß; nicht auf physische Vernichtung abgestellt. Man kann hier die Zeit überdauern. Thema eins, Verpflegung – Note: befriedigend. Pünktlich wird es laut auf dem Gang; Geschirr scheppert, Räder knarren, dumpf klappen die Durchreichen auf und zu. Näher und näher die Geräusche, dann rasselt die eigene Klappe herunter. Ein Gesicht; das Bruchstück eines Gesichts; Finger einer Hand. Verpflegung befriedigend. Morgens: 400 g Schwarzbrot, die Tagesportion; ein Becher Tee, bald weiß, bald gelb oder gar braun, immer heiß; drei Medizinlöffelchen Streuzucker auf das Brot. Mittags: Kohlsuppe mit Fischmehl, dick, eine Blechschüssel voll. Hirsekasch, dick, fest, noch die Form der Schöpfkelle bewahrend; darauf, wie mit einer Pipette geträufelt, einige Tropfen Öl. Abends: Hirsekasch; oder Haferkasch; oder Wei-

zenkasch, mühsam zu essen wegen der Spelzen, aber Erinnerungen weckend an Sommer, Sonne und Freiheit. Hier kann man überdauern. Wochen, Monate, Jahre ...

Tapp – tapp – tapp – tapp ...

Warum dieses Gefängnis? Sie wollen etwas, *was* wollen sie? SA, Partei? Truppenteil, Einsätze? *Glauben Sie, daß dieser Krieg ist verloren?* Doch nicht dieses läppische Zeug! Was können sie wollen von einem Oberleutnant der deutschen Wehrmacht, der, als Kompanieführer in Frankreich verwundet, bei Korps und Division die Auswertungen von Luftaufnahmen und Gefangenenaussagen mit roter Tusche in Lagenkarten einzeichnete; der läppische russische Flugblätter sammelte und Lese-stoff und Schallplatten an die Truppe verteilte?

Nichts wollen sie. Noch nichts ...

Tage sind vergangen, seit die Tür ins Schloß fiel.

Stille wie Watte. Klapp – klapp ... Die Schritte des Postens im Gang fallen wie Steine in einen Waldsee. Und aus diesem stillen See steigen die Erinnerungen hoch wie Blasen.

»Grüne Mimma.« Ein Kastenwagen, hinten eine Tür, eine Luke mit Gitterstäben. Platz für zwei Menschen. Da hineingepfercht Dumont, Cramer, Breuer und zwei Kriegsgerichtsräte; mit Gepäck; hocken nebeneinander, aufeinander, das Gepäck gegen Brust und Hüften gepreßt, drücken abwechselnd das Gesicht gegen die Stäbe auf der Suche nach Luft.

Der Wagen fährt, als hätte er Schrott geladen; schliddert im Schnee, holterdipolt über Kopfsteinpflaster, bockt geräuschvoll an Kreuzungen. Draußen lärmt die Stadt; Hupen, Piffe, Fetzen von Stimmen; eine Straßenbahn klingelt. Luft ...

Halt! Die Wagentür vorn klappt zu, ein Tor kreischt in den Angeln, kreischt noch, während der Wagen einfährt, und fällt hinter ihm zu, dumpf und schwer. Aussteigen! Luft!

Hinten ein Tor, vorn ein Tor, Eisenspitzen darauf. Und eine Fassade aus Stein.

Höfliche Offiziere. Listen, Papiere. Die höflichen Offiziere geleiten in das Gebäude.

Ein Schreibtisch, Akten, Listen. Ein Hauptmann kratzt mit violetter Tinte über gelbliches Papier. Name, Vor- und Vaters-

name, Geburtsdatum und -ort, Dienstgrad, Truppenteil. »Ein Gefängnis? Ich protestiere!« – »Aber, ich bitte Sie, das ist eine gute Unterkunft!«

Im Keller die *Banja*. Die höflichen Offiziere sind fort, ein Sergeant führt sie hinunter. Einzelkabinen zum Entkleiden, zum Duschen. Nebenan entkleiden, duschen sich die anderen. Man unterhält sich noch durch die Wände. Dann wird es still.

Schwieriges Ankleiden in der engen Kabine, heiß sind die Kleidungsstücke. Warum ist es so still? Eben sprach man doch noch miteinander.

Ein Uniformierter öffnet, geht voraus, einen Gang entlang, eine Treppe hoch. Unheimliche Stille. Ist dieses Haus leer? Gang, Treppe, Gang. Oben ein Himmel aus Stahl und Glas; links ein Geländer aus Stahl, das von Abgründen trennt; rechts graue Eisentüren mit Riegeln und Schlössern. Ein Riesenschlüssel fährt in ein Riesenschloß, wühlt klappernd darin. »*Dawaj! Iditje!*« Die Tür fällt zu, dumpf verhallt der Ton. Stille wie Watte ...

Tage sind vergangen. Vier Tage, fünf? Ein Kalender tut not. Striche in die Ölfarbe über dem Abort, wohin das Auge des Postens nicht reicht. Striche, die den Wechsel vom Licht des Fensters zum Licht der Kohlenfadenbirne markieren. Das Schlafen bietet keinen Anhalt; schlafen darf man auch am Tage, so oft man kann und will. Schlafen, zugedeckt und in Wärme gehüllt durch die eigenen Sachen. Eine gute Unterkunft. Nichts wurde abgenommen, nicht der Übermantel, die Decke, nicht die Filzstiefel, nicht der Aluminiumlöffel mit dem eisernen Stiel. Schlafen, zugedeckt bis zum Hals. Daß der Kopf frei bleibt, darüber wacht das Auge am *Spion*. Ein graues Auge, ein braunes Auge. Eine Pupille, eine Iris, in Weiß gebettet. Ein Auge ohne Gesicht, ohne Ausdruck. Nachts fährt zuweilen eine fremde Hand in den bleiernen Schlaf und zieht die Decke vom Kopf.

Schlafen, marschieren; marschieren, schlafen. Marschieren vom Frühstück zum Mittag, vom Mittag zum Abendbrot. 24 600 Schritte, 18 300 Schritte ... Die Ziele sind markiert durch das Essen. Zum Sitzen ist es zu kalt, der Heizkörper unter dem Fenster ist nur lauwarm. In den schweigenden Tag, in

die schweigende Nacht hinein steigen die Erinnerungen wie Blasen; steigen hoch, runden sich und zerspringen zu sprühendem Bild.

Stalingrad – *Stalingrad* ...

In der Rückschau verschmelzen die Schreckensbilder, erlebt in zehn Wochen eines sich steigernden Infernos, zu einem einzigen ungeheuerlichen Gemälde des Grauens. Was war geschehen? Eine Armee besiegt, eine Schlacht verloren? Heldenhaftes Opfer zur Rettung Deutschlands? Nein, o nein! Satanisches war geschehen. Eine Heerschar von Menschen, Hunderttausende – und jeder doch Gottes Bild! – belogen und verraten, preisgegeben und ins Nichts geworfen. Das Menschenbild – und mit ihm Deutschland selbst – hunderttausendmal geschunden und zerfetzt und in den Staub getreten. Und hatten noch geglaubt! Am eigenen Leibe verfaulend schon, zerfließend in Kot und Unrat, hatten sie in letzten Fieberdelirien noch diesem Wort geglaubt, mit dem ein Mensch sich erhöht hatte zum Gott! *Ihr könnt euch felsenfest auf mich verlassen!* Hatten geglaubt und schweigend erlitten das gnadenlose »Kampf bis zum letzten Patrone, bis zum letzten Mann«, das von oben den geheimen Instanzenweg herunterträufelte über Feldmarschall und General zu Regiments- und Bataillonskommandeur und das schon ihr Urteil sprach; hatten, zu Zerrbildern entstellt schon von Kälte und Hunger, schweigend erlitten auch, was die servilen Handlanger der Unmenschlichkeit aus eigenem hinzufügenen: »An Verwundete keine Verpflegung mehr!« und: »Erschossen wird ... erschossen wird ...«

Warum? Warum?

*Aufbau einer neuen Front!* – Konnte noch eine Front halten, nachdem dieses geschah? *Rettung des Abendlandes!* Durch einen Rausch von Bestialität, der allem Hohn sprach, was sich je Abendland nannte?

Warum, warum ...

Weil dem Gottähnlichen kein Ausweg, kein genialer Einfall mehr kam? Weil menschliche Hybris an ihre Grenzen gestoßen war?

*Darum* alle bis zum letzten Mann? Darum das »Nibelungen-



opfer«, das kein frei dargebrachtes Opfer, das ein Schlachtfest war?

*... bis zum letzten Mann!* Und weh dem, der überlebte! Durfte leben bleiben, wer den Blick hinter den Vorhang getan, wer dem Nichts ins Antlitz geschaut hatte? Welch furchtbares Wissen!

*Felsenfest* ... Welcher Stein blieb noch auf dem andern, welcher Felsen zerbarst nicht zu Staub; welcher Glaube, welcher Wert, welche Ordnung hielt noch stand, nachdem dies alles geschah! Unter den brandgeschwärzten Trümmern der Wolgastadt, in den schneeverwehten Schluchten der Steppe, in verschütteten Erdlöchern und geborstenen Kellerhöhlen, wo sich die hartgefrorenen Leichen häuften und dem Frühling ihrer Verwesung entgegenharrten, war eine Welt versunken, und als einziges Vermächtnis blieb das Wort des sterbenden Freundes: »Zurück führt kein Weg mehr!«

Furchtbares Wissen! Niemand durfte Herr solchen Wissens sein. Weh dem, der überlebte!

Aber Tausende hatten, dem Gebot zum Trotz, überlebt. Viele davon würden auch das Folgende überdauern. Und einige von diesen würden ihr Wissen nicht verdrängen in die tiefsten Winkel ihres Seins ...

*Weh dem, der überlebt!*

Und ein Mann war aufgestanden, um noch diese letzten zu töten. Ein dicker Mann, dessen menschliche Schwäche sie belächelt, dessen ausgleichender Jovialität sie vertraut hatten. Göring, der Reichsmarschall. Voll zynischen Hohns hatte er das Monument gezimmert, unter dem er sie lebendig begrub ...

Ausgestoßen, preisgegeben, totgesagt und zum Schweigen verdammt in alle Ewigkeit.

*Zurück führt kein Weg mehr!*

Erinnerungen wie Blasen auf dunklem Teich.

Warum überlebt? Warum waren Wunder geschehen, damit immer noch ein neuer Tag heraufstieg?

Warum ...

Der Schlüssel rappelt im Schloß.

»Dawaj, guljatj!«

Zur Erläuterung ein Kreisen des Zeigefingers. Spaziergang auf dem Hof. Eine gute Unterkunft. Der Posten geht voraus, den Gang entlang, eine Treppe hinunter. Wieder ein Gang, eine steinerne, von unzähligen Füßen ausgetretene Wendeltreppe. Nirgendwo ein Mensch. Klapp – klapp – klapp ... Die Schritte verhallen wie Axtschläge in einem Wald. Zuweilen zwitschert oder schnalzt der Posten leise, schnippt auch mit den Fingern: unverständliche Zeichen in die Stille hinein. Da! Weit weg klappt etwas; eine Tür! »Stoj!« Ein Arm sperrt den Weg; ein Stoß in den Rücken; in die Nische hinein, Gesicht zur Wand! Irgendwo tapfen Schritte. Ferne Schnalzlaute ... »Dawaj!« Wieder einen Gang entlang. Und da steht wirklich ein Mensch. Steht da wie ein Signalmaat; rote Flagge, weiße Flagge; Signale in die fünf hohen Trakte hinein, die sich wie Strahlen in diesem Knotenpunkt treffen. Gigantischer Käfig aus Stein und Eisen. Stille wie Watte. Eine gute Unterkunft ...

Zwitschernd öffnet der Posten das Haupttor. Licht, schneeheller Tag. Ein betonierter Vorhof. Rechts und links Holzwände, über zwei Meter hoch.

Eine Tür wird geöffnet. »Dawaj!« Neben dem Türpfosten eine Sanduhr. Der Posten dreht sie um, wieder macht sein Zeigefinger die kreisende Bewegung. Dann schließt sich die Tür von außen.

Gehorsam tapfen die Füße im Kreise über den grauen Beton, links herum, rechts herum, die braunen Plankenwände entlang, an denen der Schnee aufgehäuft ist. Hundert Quadratmeter Betonboden; viel Raum. Darüber ein Stück nackten, grauen Himmels. Und Luft; viel kalte, frische Winterluft. Zehn Minuten Spaziergang. In den Glasröhrchen neben der Tür rieselt der Sand.

Totgesagt und begraben. Ein Name nur noch, gut für eine Gedenktafel, wenn es einen Stein gab, der 300000 Namen faßte. *Gefallen für Führer und Reich!* Blumen, Kränze, gesenkte Fahnen, Standarten; erhobene Hände. *Sie fielen, damit Deutschland lebe!* Heldenehrung. Wehrloser Name auf wehrlosem Stein.

Und doch lebte man. Wider Sinn und Vernunft, allein durch ein Wunder. Lebte entgegen dem Befehl. *Schande! Verrat!* Und in der Hand des *Feindes*. Feind? Wer war Feind? Wo war der Feind? Für wen, gegen wen lebte man?

Auch an dieser Holztür ein Guckloch, auch hier späht ein Auge. Immer nur ein Auge, ausdruckslos, rätselhaft. *Bolschewistisches Untermenschentum?* Unsinn! Ein Popanz, den sie errichtet haben, um ihre eigene Bestialität damit zu rechtfertigen. Aber wo ist das wahre Gesicht dieses Landes, dieses Volkes? Wann endlich zeigt es sich, erlaubt Schlüsse und Rückschlüsse?

Sie werden kommen und etwas wollen. Was tun? *Ein deutscher Offizier ...* Genfer Konvention. »Ich verweigere die Aussage!« Illusion. Sie haben die Möglichkeit, jede Aussage zu erzwingen, wenn ihnen etwas daran liegt. Die Geheimdienste aller Länder verfügen über modernste Foltermethoden: Dunkelhaft im tropfenden Keller, »Dritter Grad«, Wahrheitsdrogen ... *Hart bleiben! Lieber tot als ...* Also Märtyrer. Jedes Märtyrertum lebt vom weithin sichtbaren Zeugnis; es wird sinnlos, wenn niemand davon erfährt. Und dann – Märtyrer wofür, für wen? Zu jedem Martyrium gehört ein Glaube. *Feigheit! Innerer Schweinehund!* Feigheit? Vielleicht. Doch auch Tapferkeit braucht einen Glauben. Glaube an Hitlers Sieg? An das Dritte Reich? ... *Aber der Eid!* Eine »Eidesleistung«, zu der man mit hundert anderen als stummer Zeuge kommandiert wird auf einen Kasernenhof, wo es nicht einmal die technische Möglichkeit gibt, sich zu weigern. Und dann – jeder Eid erlischt mit dem Tode. Und sie hat man für tot erklärt.

Freund, Feind, Offizier, Haltung, Ehre, Treue, Tapferkeit, Eid ... Vokabeln, Vokabeln. Leere Hülsen, deren einstiger Inhalt auf den Leichenhügeln von Stalingrad verrottet.

Sie werden kommen und etwas wollen. Truppenteil, Aufgaben und Einsatzbereiche, militärische Organisation und Planung ... Und er wird sprechen ... Wo ist die Grenze? Wo beginnt die Verpflichtung, wo das Martyrium?

Und wieder die Zelle. Grau jetzt das Fensterviereck; gelbes Licht der Kohlenfadenbirne. Abendverpflegung: Haferkasch.

Man wird überleben. Wozu? In welches Schicksal, in welche Aufgabe hinein wird man überleben?

Schlafen, schlafen. Und immer noch Läuse; weniger zwar, aber immer noch welche ... Eine zähe Rasse, angepaßt schon an die Gluthitze der Entlausungsöfen. Zähe Rasse, zähes Land ... Sie werden ihn holen.

Aber man holt ihn nicht.

Die Tage vergehen. Striche im Graugrün der Wand. Wann ist, wann war Sonntag? Die Sonntage, Merksteine im Rinn-sal der Zeit. Gibt es Sonntage in der Sowjetunion? Wie wenig weiß man von diesem Land!

Streng geregelt sind diese Tage. Mittag, Abendbrot, alles ab-meßbar, fast auf den Schritt genau. Eine Ordnung von nahezu kosmischer Präzision. Kometenhaft unberechenbar darin nur das *Guljatj*, der Spaziergang; bald morgens, bald am Nachmit-tag, manchmal auch gar nicht. Und fast immer durch einen anderen Ausgang auf einen anderen Hof. Der riesige Stachel-bau scheint umgeben von solchen hölzernen Freiluftgehegen.

Auch sonst gibt es Abwechslungen, unerwartete, unbere-chenbare, mit geschärften Sinnen aufgenommen; funkelnde Diamanten im Einerlei der Zeitwüste. Zuweilen wandert an Nachmittagen, durch die Luftklappe projiziert, ein kleines Lichtviereck für kurze Zeit hoch oben über die Türwand; ro-saroter Gruß winterlicher Sonnentage. Oder: Klapp, klapp, klapp ... klapp, klapp, klapp ... Angestrengetes Pusten, ein halb-lauter Fluch. Klapp, klapp, klapp ... Der Posten auf dem Flur schlägt Feuer. Oder: Durch die Klappe erscheint eine Schüs-sel voll Seifenwasser, darin schwimmend ein Pinsel. Ein röt-liches Kinn zeigt sich, Finger fahren kreisend darauf herum. Dann kommt ein Kerl, hager, einäugig, in schmuddeligem Leinenkittel. Ein Gesicht; ein Mensch. Grinst, redet etwas auf Russisch und hat schon mit stumpfem Apparat die zollangen Barthaare abgerupft. Oder Duschen, Entlausen, irgendwann, meistens in der Nacht. Nach der vierten Entlausung kriecht noch eine fette Laus über den Rockkragen. Doch es bleibt die letzte; die zähe Rasse scheint ausgerottet.

Merkwürdig, was alles der menschliche Geist an den Tag

bringt, wenn er sich selbst überlassen ist. Erinnerungen wie Blasen, aufsteigend aus schwarzem Grund. –

Nona, erste Vorschulklasse. Der alte Kirbuß: Gehrock, Tirpitzbart, Nickelbrille mit halben Gläsern; die halben Gläser für das Buch, der leere Raum darüber für den Habichtblick in die Klasse hinein. »Komm her, mein Jung. Die alten Jrieichen sagten schon: Der nich jeschundene Mänsch is nich erzogen!« Hell schwirrte das Stahllineal; klatsch, klatsch; schmerzhaftes Striemen auf dem qualvoll gestrafften Handspiegel. Und zu Hause baute man aus Holzklötz und Porzellanbecher das geheiligte Tintenfaß nach und korrigierte streng mit viel Rot die eigenen alten Schulhefte; damals schon ... Einer war da, der mit den dünnen Beinen und abstehenden Ohren, den die Oma immer abholte. Wie hieß er doch? Bom... Bombien. Werner Bombien! – Das erste Dienstmädchen ... Grünes Tischchen, Kinderstühlchen, eine hölzerne Eisenbahn; und zum erstenmal kein Mittagsschlaf! »Jungchen, Erbarmung! Du bist ja noch auf!« – »Ja, Minna, ich darf!« Drei Jahre; Lebenschnitt. Minna ... Minna Lossau; langer schwarzer Rock, Haarknoten hoch auf dem Kopf; ein spätes Mädchen schon, heiratete bald danach ... Kinderwagen. Weißer Dachhimmel, weiße flatternde Borten; hellblaue Klapper mit weißem Stiel, rechts befestigt mit einem Bändchen. »Ach, das Jungchen! Na, da ist er ja ... du, du, du ...« Ein riesiger Zeigefinger, ein breites, runzeliges Gesicht: Frau Hölger, die Nachbarin. »Er ißt doch so wenig, nie hat er Appetit! Und er spuckt so leicht ...« Gibt es denn das? Reichen Erinnerungen so weit zurück?

Rastlos tätig ist dieser von Eindrücken abgeschnittene Geist. Das kleine, das große Einmaleins. Lateinische Genusregeln. Der »Pythagoras«, wie beweist man ihn? Tell-Monolog, Faust ... »Werd ich zum Augenblicke sagen: / Verweile doch, du bist so schön, / dann magst du mich in Fesseln schlagen, / dann will ich gern zugrunde gehn ...« Eigentlich doch ein hochgestochenes Zeug! Und ein recht hochgestochener Herr, dieser Heinrich Faust. Hat keine Läuse gekannt, keinen Hunger und keine Stalinorgeln. Hat auch nie in einem Gefängnis gelegen, halb verkommen bei heißem Wasser. Nur Gretchen.

Und das arme kleine Gretchen kam um. So ist es wohl immer: die Kleinen, Arglosen, Anständigen gehen zugrunde, und die Hochgestochenen, für die selbst der Teufel gesellschaftsfähig ist, spazieren wohlbehalten darüber hinweg. Dieser Faust jedenfalls kam nicht um, fiel immer wieder auf die Füße, den Teufel zur Seite. Und selbst den hat er zum Schluß noch geprellt ... Verrückte Deutung! In der Schule wären sie nicht froh darüber.

Allein, allein. Allein mit Erinnerungen und Gedanken, mit dem Ertrag einer Erziehung und Kultur, die fragwürdig wurden wie alles. *Zurück führt kein Weg mehr!* Und der Weg nach vorn ist verhangen. Allein mit sich selbst, ein Punkt, ein Fünkchen im leeren All ...

Sie werden ihn holen und etwas wollen. Und er wird reden, auch ohne Folter und Wahrheitsdrogen. Wenn sie ihn noch lange in dieser Einsamkeit halten, wird er reden; reden nur, um die eigene Stimme wieder zu hören. Wo wird die Grenze sein, an der das Gewissen zu schweigen befiehlt? Selbstbehauptung? Mit den Wölfen heulen? Über die Runden kommen um jeden Preis? Oder *stolzes Schweigen*? Und bei heißem Wasser in einem Stinkloch verkommen? Wo ist die Grenze? Was *kostet* es, hier zu überleben?

Tage, Wochen vergehen. Zieht nicht der Lichtfleck schon tiefer über die Wand? Ist er nicht heller, gelber geworden?

Eines Tages schiebt die Hand etwas blaues Seidenpapier hindurch.

»*Kuritj!*«

Schnell, den Arm durch die Klappe, ehe sie zuschlägt! »Nix kuritj! Nix Tabak!« Heiser die eigene Stimme, unkenntlich, verletzend in der Stille.

Draußen Gebrummel. Etwas rieselt in die ausgestreckte Hand, grünes Krümelzeug; *Machorka* ...

Sechs Zigaretten liegen auf dem Tisch, sechs blaßblaue Stäbchen, sauber gedreht und liebevoll betastet und berochen. Noch nicht, noch nicht! Warten! Nach dem Mittagessen; Siesta ... Zitternd hält die Hand die glimmende Lunte, die der Posten hereingab. Blauer Rauch ... Kopf und Herz sind

schwindlig vor Glück. Blauer Rauch, Lebensodem. Schillernde Visionen steigen auf: Sommer, Sonne; Irmgard, die Kinder ... Sechs Zigaretten; sechs Festtage.

Der Sergeant mit der blauen Mütze klopft dreimal behutsam an die Eichentür, lauscht, öffnet vorsichtig und steckt den Kopf hinein; dann schiebt er die Tür mit einem Schwung des linken Armes weit auf, drückt sich stramm gegen den Pfosten und gibt den Eintritt frei.

Ein großer Raum. Durch drei hohe Fenster Sonnenlicht, gedämpft durch violette Gardinen. Dunkler Aktenschrank, dunkler Schreibtisch, quer dazu ein weiterer Tisch. Zwei Polsterstühle mit Armlehnen, in der Ecke ein schwarzer Klubsessel.

Hinter dem Schreibtisch sitzt ein Offizier. Breites, flaches Gesicht, zwei dunkle Augen darin wie Knöpfe. Die Nase etwas kurz über einer großen Oberlippe, der breite Mund nicht unfreundlich.

»Obberloitnant Broier?« Die Hand weist auf einen der beiden Stühle gegenüber dem Schreibtisch. »Setzen Sie bitte!« Der Russe faltet seine großen Hände auf dem Aktendeckel und beugt sich vor. »Sie sind zufrieden? Man behandelt Sie gut?«

»Danke. Die Behandlung ist korrekt.« Wer spricht da? Wem gehört diese heisere, knarrende Stimme?

»Essen gut? Rauchen?«

»Zu rauchen wenig.«

Der Russe schiebt eine angebrochene Schachtel *Kasbek* herüber und gibt Feuer. Er trägt einen elegant geschnittenen Waffenrock mit breiten goldenen Schulterstücken. Das ist neu, das gab es vor kurzem noch nicht. Seit Stalingrad ist, so scheint es, über der Roten Armee der Glanz der Zarenzeit aufgegangen. Auch der Russe raucht. *Kasbek*. Vornehmer Rauch in vornehmer Umgebung. Ein Gesicht, ein Mensch; meinesgleichen, deinesgleichen. Ein Du, ein Partner. Nicht mehr Stille wie Watte ...

»Ich hätte gern etwas zu lesen. Die Tage sind lang.«

»Gut, ich werde besorgen aus Bibliothek. Morgen Sie wer-

den bekommen. Und nun wir werden sprechen über alles, was Sie haben gemacht in deutsche Armee.«

Jetzt! Vorsicht! Nicht deinesgleichen! Auch die *Kasbek*, die Bücher nicht deinesgleichen! Die eine Hand gibt, die andere nimmt. Sie wollen etwas ... Und die Stimme, diese erstarrte, gelähmte Stimme will reden ...

»Sie wissen, daß ich nach der Genfer Konvention nicht zu Aussagen gezwungen werden darf!«

Lahmer, hilfloser Einwand. Der Russe lacht.

»Sie glauben, daß Sie verraten militärische Geheimnisse? Wir wissen alles über 6. Armee! Sie nicht glauben?«

Er nimmt einen Zettel aus seiner Mappe und liest vor. Es ist in Stichworten die Geschichte der eigenen Division vom Beginn des Rußlandkrieges. Vormarschwege, Einsatzorte, Unterstellungsverhältnisse; die Namen der Kommandeure, alles ... »Vorletzter Kommandeur General Heinz, er dann General von Korps. Ihn hat Hitler krrrh –« Eine eindeutige Bewegung zum Hals, ein freundliches Lächeln. »Letzter Kommandeur General von Hermann. Er tot, gefallen. Ia Oberstleutnant Unold. Er ausgeflogen. Er kluger Mann, aber nicht klug genug. Man hat ihn erschossen.«

Ist das möglich? Gibt es das? *Stolzes Schweigen!*

»Nu bitte!« Der Russe lächelt. »Wollen Sie mehr hören? Wir arbeiten gut und schnell, wir nicht brauchen zu zwingen jemand.«

Nein, wahrscheinlich nicht. Auch im Herbst 41, im Kessel von Kiew, hatten sie alle ausgesagt, die russischen Kriegsgefangenen. Generale, Obersten, Kommissare hatten bereitwillig und beflissen ausgesagt, was sie wußten, trotz Stalin und Vaterland und Partei. Realisten, die sie waren, hatten sie sich arrangiert mit den neuen Herren, um zu überleben. Und hier in diesem stummen Riesenkäfig, wie mag es da aussehen? Hinter tausend eisernen Türen tausend Märtyrer, erstarrt in stolzem Schweigen? »*Wir wissen alles über die 6. Armee ...*«

»Was wollen Sie noch von mir?« Diesmal ist die immer noch fremde Stimme fast ohne Ton.

»Von Sie? Ja ...« Der Russe blickt auf seine Hände hinunter,



die mit dem Bleistift spielen wie Bärentatzen mit einer Maus. »Sie waren Chef Ic – Abwehr, Sie wissen! Sie haben eingesetzt Spione, Agenten, Diversanten gegen unser Land. Sie werden erzählen von Ihrer Arbeit.«

Verblüffung. Und dann dämmert Erkenntnis auf. »*Ihr Typ wird verlangt!*« Ein dicker General, ein Divisionsstab, geladen von Neugier. »*Wer ist hier von Ic?*« Sonderzug. »*Eine gute Unterkunft.*« Daher also ... Ein gefährliches Interesse. Zumal es auf einem Irrtum beruht.

»Wie kommen Sie eigentlich darauf? Wir haben keine Agenten eingesetzt. Das war nicht unsere Aufgabe.«

Der Russe lehnt sich zurück und klopft mit dem Bleistift auf den Tisch. Er lächelt breit. »Abt. Ic, das ist 7. Abteilung in Sowjetarmee. Wir wissen, was 7. Abteilung macht, wir wissen auch, was macht Abt. Ic. Sie kennen Admiral Canaris?«

»Nein.« Nein, wirklich, er kennt ihn nicht, hört diesen Namen zum erstenmal. Wer kennt schließlich schon die Admirale!

»Nu, nu!« Der Russe lächelt immer noch; doch in dem Schwarz der Knopfaugen glitzert es bedenklich. »Sie werden nicht kennen! Ist doch Ihr Chef! Oberster Chef von Abwehr!«

»Sie irren sich! Sie irren sich wirklich!« Hell und schwirrend ist jetzt die Stimme, klingt näher schon und vertrauter. »Die Divisions-Ic's hatten mit diesen Dingen nichts zu tun.«

»Der Ic von Division heißt doch Abwehroffizier?«

»Das schon, gewiß. Aber ...« Warum heißt er eigentlich so? Wegen der russischen Flugblätter? Keine Ahnung! Wahrscheinlich.

Der Russe winkt ab. Er entnimmt dem Aktendeckel einige Bogen Kanzleipapier. »Hier Sie werden schreiben alles, was Sie haben gemacht in Sowjetunion. Wir dann wieder sprechen.«

Schreiben ...

Die Zelle ist nicht mehr, was sie vorher war, nicht mehr so kahl und verloren. Auf dem Tisch wartet sauber geschichtet das gelbliche Kanzleipapier, wartet still im plumpen Glasgefäß

die violettglänzende Tinte, wartet der hölzerne Halter mit der neuen, mattgrauen Kugelspitzfeder.

Schreiben! Wovon schreiben?

Von jenem 1. September vor vier Jahren, an dem alles begann?

1. September 1939 ...

Brütend heiß war es die Tage vorher gewesen. Doch in dieser Nacht, der letzten Nacht vor dem zweiten Weltkrieg, regnete es. Regnete leise und erbarmungslos in die bleigraue Morgendämmerung hinein. Aus halbem Schlaf ein Blick auf die Uhr: 15 Minuten vor 6! Und da krachte es hinter den Häusern, krachte noch mal und noch mal und immer wieder und riß die letzten Schläfer hoch, ließ sie den zitternden Boden spüren, die zitternde Luft und das gurgelnde Summen in dem niedrigen Nebelgrau. Und die Division trat an aus dem Raum südlich Freystadt in Westpreußen, wo sie seit Tagen in Bereitstellung gelegen hatte. Landwehrdivision, vor zwei Wochen neu aufgestellt. Der Divisionskommandeur ein alter Herr, Ruheständler schon; auch die Regimentskommandeure reaktiviert, ein Bataillonskommandeur und drei Kompaniechefs aktiv, sonst nur Reservisten. Die Mannschaft größtenteils ungedient, Arbeiter der Schichau-Werft, Landleute aus dem Oberland und der Elbinger Niederung. Trat an gegen Polen, Einmarsch oder Angriff, was wußte man schon, bisher war alles nur Einmarsch gewesen, Blumenkorso, Spruchbänder, jubelndes Volk ... Trat an und hinein in das andere Land, das einmal deutsch gewesen war, und über den regenassen Stoppelfeldern ging blutrot die Sonne auf, stieg höher und ließ Erde und Menschen dampfen in verspäteter Sommerhitze.

*Lasin* – Lessen. Keine Blumen, keine Transparente. Menschen, die deutsch sprachen und, wie seltsam, doch nicht beglückt und befreit waren! Und kein Schuß fiel.

Es heißt, jeder Krieg fange so an, wie der vorige aufhörte. Dieser Krieg, an den trotz Granatengeheul und scharfer Munition noch niemand so recht glauben wollte, begann wie 1870. Da war ein Flüßchen, die Ossa. Eine bewaldete Hügelkette da-

vor. Mühle *Slupp*. Hier saßen sie! Ausgebaute Stellungen, MG-Nester. Und der General, grau, widerborstig und verwöhnt durch 10 km widerstandslosen Vormarsches, ließ angreifen. Ohne vorbereitenden Artilleriebeschuß. Er selbst vornweg, Zigarre zwischen den Zähnen, Krückstock in der Hand. Und ihm selbst widerfuhr nichts, das Schicksal hielt ihm Narrenfreiheit bereit. Den Werftarbeitern von Schichau aber, den Bauern aus Hirschfeld, Grunau und Reichenbach, den Ackerbürgern aus Preußisch-Holland und den Fischern vom Drausensee und dem Frischen Haff widerfuhr ringsum das große Sterben. Wie 70/71. Wie 1914. »*Kein schönerer Tod ist auf der Welt ...*« Lilien-cron, Walter Flex, Hermann Löns, Langemarck. Nur gesungen hat keiner. Dazu war es zu heiß; und sie alle ja auch nur Kriegsunfreiwillige; und das Geschehen zu unwirklich in seiner grausigen Wirklichkeit ... Die Artillerie schoß dann in drei Minuten den Weg frei. Und den alten Narren schickten sie endgültig in Pension.

So fing es an, ja ... Doch davon schreiben? Der Halter liegt zwischen den Fingern, an der schimmernden Stahlfeder hängt der violette Tintenbauch. Doch die Hand zögert. Die Gedanken sind schon weitergeeil.

*Rehden, Briesen, Rypin ...* Hier schon kaum noch Kampf; Panzer und Luftwaffe hatten ihre Arbeit getan. Eine irre Septembersonne durchglühte die erstorbenen Felder, monströse Pferdekadaver und von grauem Madengewimmel durchwühlte Leichenhäufchen dünsteten im flimmernden Licht.

*Plozk, Plonsk, Nasielsk ...*

Stellungen vor *Modlin*. Der Nachtfrost bildete schon dünnes Eis auf den Waldtümpeln. Und während Göring daheim von »Aufräumarbeiten« sprach, schoß die polnische Artillerie aus der Festung immer noch mit Schrapnells und Punktfeuer auf jeden einzelnen Essenträger.

Und dann Warschau ...

Winter 39/40 in der zu Klumpen gefrorenen, von Gas und Verwesungsschwaden durchzogenen Trümmerstadt. Immer noch krachten Fassaden zusammen, doch unter Schuttbergen, in Kellern und Erdgeschossen regte es sich schon, wollte leben

und bot feil. Schmuck, Kunstgewerbe aus den Beskiden, Kleidung, Ölbilder. Frauen, Mädchen, auch Kinder, im Gang vor der Wachstube standen sie an. Kommißbrotwährung. Und das Hotel *Europeski* auf der anderen Seite des Platzes vermietete sogar wieder Zimmer. Bis 22 Uhr, bis Mitternacht, bis zum Wecken. Sofern man nicht den Bus in Anspruch nehmen wollte, den die Polizeieinheit drüben sich als fliegendes Bordell hergerichtet hatte. »Hab' ich wieder Weinkeller entdeckt«, meldete Gefreiter Kletsch, der Kaschube. »Gleich beschlagnahmt für Kompanie!« Oberleutnant Hochheimer, Rittergutsbesitzer auf Weskenfelde, nickte; morgen würde er ihn ansehen. In der *Adria* Kabarett mit Nackttänzen, in der *Schiefen Laterne*, drei Stockwerke tief unter der Erde, Kaschemmenfeste für deutsche Polizei und polnische Schieber. Die Kompanie lag am Sachsenpark in dem klassizistischen Gebäude des ehemaligen Außenministeriums. Strohlager auf Parkett, Schreibtischlampe. Radio, neuestes Siemens-Modell mit magischem Auge und summendem Stationswähler. Um die Ecke bei der polnischen Polizei konnte man sie haben, requirierte Geräte, der Anschriftzettel des Besitzers hing noch dran, für eine Flasche Weinbrand oder Kirsch mit Rum. Und niemand fuhr ohne Radio auf Urlaub. Sondermeldung: *Deutsche U-Boote versenkten im Atlantik ... Fanfaren! U47 versenkte unter Kapitänleutnant Prien das britische Schlachtschiff Royal Oak ... Fanfaren, Fanfaren!* »Wenn wir fahren gegen Engel-land, Engelland!« *Panzer-schiff »Graf Spee« versenkt sich selbst nach heldenhaftem Kampf gegen britische Übermacht ...* Dem Obergefreiten Paschull, dem weißblonden Stubenkameraden, quollen die Augen aus dem Kopf. »Mänsch«, sagte er und betrachtete seine riesigen Pranken, »Mänsch! Der Kurchili, diese Sau! Wann ich däm man bloß zwischen'e Fingerchens hädd'!« Gefreiter Kletsch, sonst häufiger Stein des Anstoßes, hatte seine große Zeit; er requirierte mit Wasserpolnisch und Pistole, und die Zlotys und Kreditkassenscheine hingen ihm aus den Hosentaschen heraus. »Hab ich beschlagnahmt Pelzlager für Kompanie. Schene Pelze, weiche Pelze! Jude, was ist Besitzer, wohnt in Ghetto, darf nicht mehr raus. Nu, zu was braucht er Pelzlager!« Hoch-

heimer, der Kompanieführer, nickte. Und Kletsch fuhr mit den Pelzen dienstlich nach Elbing. Mit drei Zentnern Zucker kam er dienstlich zurück.

Umbettung der Gefallenen. Und die Straßenbahn fuhr wieder. Hinten im Park schippten Judenkommandos, von der Ghettoleitung gestellt, die Bombentrichter zu. Unteroffizier Graf Klinkenborg, uralter Adel schwedischer Provenienz, brachte eine Blondine mit auf die Stube. »Ach bitte, Kameraden, würden Sie uns vielleicht ... nicht wahr?« Das Mädchen lächelte. Persianer, Pumps, höchstens 17. Er hatte sie gestern zusammen mit der Mutter in der *Adria* kennengelernt. Professorenfamilie. Auf der Post gab es Briefmarken: Hitler, schwarz überdruckt mit »Generalgouvernement«; auch polnische, aber die waren seltener.

Und die ersten SS-Offiziere, im neuen Feldgrau, Innenpelz, Juchtenstiefel, Reitgerte. Kaufen ein auf dem schwarzen Markt, wo blasse Judenmädchen Damenstrümpfe feilhielten. »Auch noch bezahlen, du Drecksau?« – »Bitte, lieber Cherr!« Klatsch, klatsch; ein Häufchen kauerte im Schnee, weinte lautlos. Gedrücktes Schweigen ringsum, Blicke ... »Sagten Sie etwas, Unteroffizier?« – »Nein, Herr Hauptsturmführer!« Hackenklappen, Hand an die Mütze. Lachend stiefelten die Herren davon, sie probten erst. *Sagten Sie etwas, Unteroffizier?* Nichts gesagt, nichts getan ...

Weihnachten 39. Kompaniefeier. Lichterbaum, Gedichte. Auch Lampions und Papiergirlanden hingen da, gleich für Silvester mit. Der Kompanieführer sprach. »Kameraden! ...« Von dem Krieg, der uns aufgezwungen wurde, und der harten Wacht gen Osten, für den Frieden auf Erden. Ein Quartett spielte die »Kleine Nachtmusik«, die Instrumente hatte Kletsch besorgt. Es gab Tee mit Rum und pro Kopf eine Flasche Rotwein und einen Korinthenstollen. Nach zwei Stunden war niemand mehr nüchtern.

Und dann, bald nach Neujahr, erschoss sich Oberleutnant Hochheimer. In einem Zimmer des *Europeski*. Mit der »Mau-ser« in die rechte Schläfe. Die Sache mit dem Stofflager war schiefgegangen, da hatten schon andere versiegelt. Der Regi-

mentsbefehl sprach von »feigem Schuß aus dem Hinterhalt«. Feierliche Beisetzung auf dem Heldenfriedhof.

»Fallen müssen viele  
Und in Staub zergehn,  
Eh am letzten Ziele  
Hoch die Banner stehn!«

rezitierte Major Kroner, der Bataillonskommandeur. Ehrensalve. *Gefallen für Führer und Reich ...*

Kletsch bekam sechs Wochen Gefängnis, wegen »Schwarzfahrt mit Dienstfahrzeugen«. Er schimpfte mörderisch. »Ist sich Gemeinheit, dies Urteil! Wenn ich raus bin, ich werd' auspacken! Dann werden wir sehen, wer kann besser: ob Major oder Oberst oder General oder Kletsch!« Aber nach sechs Wochen wollte er nicht raus, hatte einen Antrag auf Haftverlängerung aufgesetzt. Nach zwei Tagen schon war er in der Strafanstalt unentbehrlich gewesen. »Hab ich Hausputz gemacht bei Direktor. Feiner Mann! Hab eingekauft auf Markt mit gnädige Frau. Scheene Frau, feine Frau! Werd ich sein verrückt und zurück bei Offiziere! Erst Kletsch hier und Kletsch da, und dann Tritt in Arsch!«

Die Ställe befanden sich im Ghetto. Dieses lag weit ab, war nur mit Sonderausweis zu betreten und nur zu dreien mit schußbereitem Gewehr. Menschen, Menschen. Fuchtelndes, lärmendes Gewimmel von schwarzen Menschen. Schwarze Kleider, schwarze Haare und Bärte, schwarze Augen. Und zehn Meter im Umkreis, wie von magischer Hand gezogen, ein menschenleerer, totenstillter Raum, ein Bannkreis, der mitwanderte, nach vorn sich öffnete und hinten wieder mit unbeteiligtem Lärm sich schloß. Nur dort, wo die steinernen Hausfassaden dem Kreisgebilde die Symmetrie versagten, glühten Kohlenblicke im schwarzen Hausflur und hinter blinden Scheiben.

Wer war man? Soldat noch? Mensch noch? 1914? 1870? »*GOTT MIT UNS?*« Nein, das griff weiter zurück: Dreißigjähriger Krieg, Bauernkrieg, Frundsberg ...

Davon schreiben? Nein, doch wohl nicht! Was geht es die

Russen an, wie der Großdeutsche Krieg begann! Waren ja damals noch Verbündete, mitbeteiligt am Ausverkauf Polens, würden sich nicht gern erinnern lassen.

Oder von Frankreich?

Frankreich ...

»... marschieren wir«, – als es schon keiner mehr glauben wollte! – »marschieren wir nach Fra-hank-reich hi-nein!« Kurzer Feldzug, ein Armdurchschuß, wie bei Liliencron ... Lange Besetzung. *Le Vésinet*, Villenvorort von Paris. Pétain, Laval, Marcel Déat. *Collaboration* ... Der Führer machte Gesten, gab den *Aiglon*, den unglücklichen Habsburger Napoleon, zurück; im Invalidendom zogen sie an dem Sarge vorbei, den Hut in der Hand. »Voilà, pas mal! Bon diable, ce Hitler!« Und auch der Kommandeur, ein neuer Kommandeur, aktiv, auf Formen bedacht, Handkuß und so, machte Gesten. Antrittsbesuch in der *Mairie*; Gegenbesuch des Bürgermeisters in der Prunkvilla eines geflohenen Filmregisseurs. Klubsessel, mit weißbraun geflecktem Kalbfell bezogen, Ordonnanzen in weißen Jacken, französischer Armagnac, hundert Jahre alt, deutsche *Senoussi*. »Auf Ihre Gesundheit, Herr Bürgermeister!« – »A la vôtre, monsieur!« *Collaboration* – Die Offiziere wohnten in Einzelvillen, die Unteroffiziere in einer ehemaligen Privatklinik; seidene Steppdecken, rosa Beleuchtung; und waren bald selbst alle krank. Nach Paris ging es mit Dauerausweis hinein. Verdunkelung nur pro forma. Paris lebte nicht unter der Erde. *LIDO – EVE – MOULIN ROUGE – CHEZ ELLE* ... »Du 'as Glück bei den Fraun, *bel ami*!« – »*Parlez moi d'amour* ...« Die Liebe ist die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. *Collaboration*. Nachrichtenhelferinnen hatten keine Chancen. Und nicht einer, der ohne Radio oder Ölbild oder Kelimbrücke auf Urlaub fuhr. Höflich das alles mit »Pardon!« und »Vous permettez?« und »Je regrette mille fois!« Schließlich wußte man, was sich gehörte.

Großdeutscher Krieg. Neuordnung Europas. Im Westen mit Handschuhen und der Seidenschnur, im Osten mit dem Knüppel in bloßer Faust. Und die Völker starben ... Deutschland aber starb langsam mit, verkam, legte die Jahrhunderte

seiner Geschichte nacheinander ab wie lästige Hüllen, bis der Höhlenmensch übrigblieb mit Schurzfell und Faustkeil. Und damals hatte man geglaubt und gehofft, das »Große« zu sehen vermeint trotz allem. Wie anders sahen die Dinge aus durch die Linse, die in Stalingrad geschliffen war!

Nichts davon! Was geht es die Leute hier an! Was hat es mit dem Heute zu tun! Oder doch? Ist da eine Brücke, ein Weg, der von dort und damals geradeswegs herüberführt bis nach Stalingrad und hierher?

Draußen klappert der Essenwagen. Schon Mittag, verdammt, und noch nichts geschrieben! Es gibt Fischmehlsuppe und Haferkasch. Ja, was ist denn das? Diese grünlichen, glasierten Stückchen ... Doch nicht Kartoffeln? So sehen sie aus, so schmecken sie. Mein Gott, es gibt noch Kartoffeln!

Schreiben! Wovon schreiben? Die Tinte ist eingetrocknet, die Feder schillert grün wie ein Mistkäfer, und die gelbfaserigen Blätter auf dem Tisch sind immer noch leer.

»Schreiben Sie, was Sie haben gemacht in Sowjetunion! – Natürlich, ja! Erst seit damals war ja Krieg für sie, seit jenem Juni-morgen 41. Vorher hatten sie als stille Teilhaber mitverdient. Das halbe Polen ohne Schwertstreich! Bessarabien, Estland, Lettland, Litauen ...

»Schreiben Sie, was Sie gemacht in Sowjetunion!« Ja doch, ja doch! Aber wo fängt man an? An jenem Junitag natürlich ... Die Feder kratzt über das Papier.

»In den Morgenstunden des 22. Juni 1941 überschritt die Division ohne Artillerievorbereitung bei Ssokal den Bug und stieß, die geglückte Überraschung nutzend, tief ins feindliche Hinterland hinein. In den Bunkern auf der Ostseite des Flusses ...«

Sieh da, das Auge funktioniert wieder! Man muß nur den Kopf nach links halten und den Hals ein wenig verdrehen. Der *musculus*, obwohl Objekt der Wissenschaft, lateinisch benannt und auf Operation verwiesen, ist höchst eigenmächtig und ganz ohne fachliches Zutun wieder zusammengewachsen. »In den Bunkern auf der Ostseite des Flusses ...«

In den Betonbunkern auf der Ostseite des Flusses leisteten



Offiziersanwärter der Waffenschule *Ssokal* noch tagelang erbitterten Widerstand, mußten mit Flammenwerfern ausgeräuchert werden.

Und die ersten Gefangenen ...

Offiziere auf Panjewagen. Südländer, dunkelhaarig, schwarzäugig, Kaukasier wohl. Verschmutzt, zerlumpt, verwundet; alle auf eine unheimlich anmutende Art versehrt. Einer sitzend, graugrün das Gesicht, die rechte Hand auf das weiße, rot tropfende Bündel gepreßt, das ihm von der linken Schulter herabhing; den Oberkörper in schwingender Bewegung, den zuckenden Armrest zur Ruhe wiegend wie eine Mutter ihr Kind. Und kein Wort, kein Laut. Nur ein Blick ... In allen Gesichtern dieser unbeschreibliche Blick. Das war nicht Polen, nicht Frankreich, nicht Jugoslawien, wo mit der Gefangenschaft der Krieg aus gewesen war. »Hallo, Kam'rad! Zigarette?« Alles halb so schlimm, Kamerad! Wir kennen uns doch, verstehen uns. Und nun ist es ja zu Ende, vorbei! Hier war nichts zu Ende. Auch kein Kennen, kein Verstehen. Was in diesen Blicken glühte, war nicht auszulöschen. Ahnten sie schon, was für ein Krieg hier nach zweijährigem Freundschaftspalaver über sie kam mit *Kommissarerlaß* und *Sonderbehandlung* und *Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit*? Was hier in diesem Lande nach Hitlers Willen geschehen sollte jenseits allen Rechts und aller Menschlichkeit wie eine Vernichtungsaktion gegen Heuschrecken oder Termiten? Und auch in dem eigenen Blick, der auf die fremden Gestalten startete, stiegen Haß und Grauen auf. Das waren sie also! Bolschewisten, Untermenschen. Zwei Welten starteten sich an und begriffen: ab heute war Krieg, Krieg um Sein oder Nichtsein.

Weiter, weiter! Weiter durch den rötlichen Staub der Rollbahnen, den nur die Mittagsgewitter für kurze Zeit zu Asphalt glätteten. Vorn am Wagen das weißleuchtende K der »Panzergruppe Kleist« als magisches Zeichen. Dörfer, Gehöfte, Zinkblechdächer. Spruchbänder, schimmernd im aufwolkenden Staub, kyrillisches Weiß auf blaßrotem Grund, unleserlich.

Weiter, weiter! Rußland war groß und die Zeit knapp.

*Dubno – Rowno ...*

Schulräume: auch hier Spruchbänder, gestickte Fahnen, überlebensgroße Fotografien im Goldrahmen! Karl Marx, biederer Rauschebart; ein glattes Gesicht mit Brille, südländisch verschlagen – Berija! Molotow, Kaganowitsch und im Profil, den Seehundsschnauzer hochgereckt: Stalin. Plakate auch mit viel Rot, wehende Fahnen darauf, markige Gesichter, strahlend, aufwärts leuchtend. Wie drüben auch; nur verschlungener, mehr Bänderzierat, Jugendstil.

Panzerschreck von Dubno! Die eigenen Panzer waren schon weit voraus, da kamen sie, die sagenhaften alten KW 1, *Klim Woroschilow*, jeder fast 50 t schwer. Drei, vier, fünf ... ein ganzes Dutzend hintereinander die Straße entlang, unförmige stählerne Mammuts, der erste feuerspeiend wie Siegfrieds Lindwurm. Und die 8,8-Flak in der Kurve schoß und schoß. Schoß einen nach dem anderen ab, bis das Rohr glühte und bis ein Volltreffer sie selbst zerriß und die Mannschaft in Fetzen rundum auf die Bäume spritzte. Die letzten zwei drehten ab.

Panzerfahrer sehen nicht gut aus, wenn sie in ihrem Fahrzeug verschmort sind. Diese hier saßen da, die Hand noch am Gerät, mit Gesichtern wie Bratäpfel, mit weißen aufgerissenen Augen und gebleckten Zähnen, spielten im Tode noch schaurige Lebendigkeit.

Und Wilfried Müller, Unterprimaner, der Benjamin der Kompanie, wollte nicht mehr. »He, Kringelchen, was ist los?« Wollte nicht mehr. Hatte von einem Kopfschuß geträumt, mitten in die Stirn.

*Rowno – Ostrog – Polonoje ...*

Durchbruch durch die Stellungen an der alten russisch-polnischen Grenze. Wilfried, das »Kringelchen«, fällt. Und als sie ihn näher besehen, ist gar nichts. Ein Querschläger hat ihm den Stahlhelm hochgerissen, und unter dem Schlag und dem Zug des Halsriemens ist er ohnmächtig geworden. »Na, siehst du, da hast du deinen Traum! Zufrieden, du Knallkopp?«

Strohdächer jetzt, verdreckte Kolchosen, gipsene Lenins mit flatternder Hose und weisendem Arm. Manche der Lenins schon armlos und kopflos. Statt Arm und Kopf nur noch verbogener Eisendraht. *Koloß auf tönernen Füßen?*

Und hinter Polonoje fanden sie auch den Panzerspähwagen, unbeschädigt, so schien es. Die Besatzung lag daneben, tot. Augen ausgestochen, Ohren abgeschnitten. Einem hatten sie die Panzerbluse aufgeschnitten und ein Hakenkreuz in die nackte Brust geschnitzt.

Zwei Tage später erschossen sie den Kommissar. Obwohl ein Tagesbefehl der Division durchblicken ließ, daß der Hitler-Erlaß nicht unbedingt, am besten gar nicht auszuführen sei. Er hatte den Stern aus dem Unterärmel herausgetrennt, aber der gezackte Schattenfleck, der zurückgeblieben war, verriet ihn. Er lächelte etwas ratlos, als sie ihn erschossen, und seine hellgrauen Augen fragten in die auf Gewehrkolben gepreßten Gesichter hinein und durch sie hindurch ins Weite.

*... Ostrog – Polonoje – Berditschew.*

Was ist bei Berditschew? Eine russische Armee taucht auf, buchstäblich aus dem Nichts. Fünf Tage lagen sie fest bei Berditschew, und ein Drittel der Kompanie ging drauf. Auch Wilfried Müller, der Benjamin. Kopfschuß. Mitten in die Stirn.

*Berditschew – Bjelaja Zerkow ...*

Irgendwo hinter Berditschew war es, als dieser Befehl kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. »... *ab sofort versetzt. Die Führung der Kompanie übernimmt ...*« Zum Stabe des Panzerkorps, der in Bjelaja Zerkow lag. Warum? Niemand wußte etwas. Vielleicht stimmte es, daß der Regimentskommandeur dort einen jungen Verwandten hatte, den er durch Austausch zu sich holen wollte.

Jedenfalls stand er am gleichen Tage noch vor Oberst Fieberg, dem Chef des Korpsstabes. Ein mittelgroßer Mann, breit und gedrunken, mit wulstiger Stirn und einer Mähne kupferroter Kraushaare. Ein Theater-Zeus, mit einem Zucken der Augenbrauen schon dräuend oder Gunst gewährend. Und dazu stieß er beim Sprechen mit der Zunge an!

»Aha, der neue O3! Wissen Sie, was das ist?«

»Nein, Herr Oberst!«

»Das ist der 3. Ordonnanzoffizier – Abteilung Ic. Noch nie von gehört, was?«

»Nein, Herr Oberst!«

»Na, ham Se nichts versäumt. Melden sich mal drüben, das Haus da, wo der ›Horch‹ steht, bei Major Heickelmeyer! Das ist Ihr Chef. Und glauben Sie nicht, daß Sie jetzt was Besonderes sind!« –

Nicht schlecht, so ein Korpsstab! Sanatorium wäre übertrieben gewesen; aber man hatte doch immer ein Dach über dem Kopf. Dafür sorgte Hauptmann Gabusch, der »Kommandant-Stabsquartier«, ein blonder Hamburger, Devise: »Gestern noch auf s-tolzen Rossen, und heute schmeckt's schon wieder!« Auch für Arbeitstische und Betten sorgte er, für Verpflegung und Kasinowaren und für das Aggregat, das elektrisches Licht spendete. Auch für die Sicherheit des Stabes. Denn um bei dem schnellen Vormarsch den Gefechtsstand nicht täglich wechseln zu müssen, drängte der Chef nach vorn, oft vor die Divisions- und Regimentsstäbe, und immer an exponierte Plätze, Ortschaften, Wegekreuze; und dann gab es manchmal Überraschungen. Das alles betraf jedoch nur die Führungsabteilung: General, Chef/Ia, Ic mit Registratur, Nachrichtenvermittlung und sonstigem Drum und Dran. Der Quartiermeister mit Intendantur, Kriegsgericht, Kartenstelle folgte langsamer, ging eigene Wege. Den kommandierenden General, einen biedereren Hindenburg ohne Bart, der die Reservisten im Stabe mit »Herr«, ohne Dienstgrad, anredete, bekam man kaum zu Gesicht; tagsüber war er mit dem O1 im MTW oder Panzerspähwagen vorn bei den Angriffsspitzen. Den Einsatz der ständig wechselnden schnellen Verbände – 16. Pz.-Div., 29. I.D. (mot.), 3. I.D. (mot.), 16. I.D. (mot.), 11. Pz.-Div., SS-Leibstandarte »Adolf Hitler« – leitete vom Schreibtisch aus, den roten Swinegelkopf über die Karte gebeugt, zusammen mit dem Ia Oberst Fieberg.

Die Abteilung Ic war zuständig und damit auch verantwortlich für den Feind. Wo ist der Feind? Wie stark ist er, woher kommt er? Ausrüstung, Kampfmoral? Warum ist er da? Wie kann er überhaupt da sein? Notwendige Hellseherfähigkeiten wurden ergänzt durch mancherlei glückhaftes Geschehen: Die Divisionen gaben Gefangenenaussagen durch; Beutekarten mit Einzeichnungen fanden sich, diese besonders wertvoll,

da die eigenen Karten nichts taugten; der *Flivo*, Flieger-Verbindungs-offizier, übermittelte Erträge der Luftaufklärung. Aus alledem erwuchs, mit ziegelroter Deckfarbe gemalt, ein Gewimmel seltsamer Hieroglyphen: Rhomben, Pfeile, Rädchen und Fähnchen. Die »Feindlagenkarte«, unvollkommenes und schmerzhaft verkanntes Gegenstück zu dem kartographischen Meisterwerk in Kobaltblau, der »Eigenen Lage«, die sich auf dem Schreibtisch des Chefs ausbreitete. Die Schuld, daß überhaupt Feind da war, fiel allemal auf Ic; hatte er gar Erfolge, so gewitterte es bis hin zum Hoch- und Landesverrat. War er geschlagen und verschwunden, so hatte Ic im Schatten des Ruhmesglanzes, der auf Ia fiel, ein paar ruhige Tage.

Major i.G. Heickelmeyer, der 3. Generalstabsoffizier des Korps, verkörperte alles Unglück seiner geplagten Abteilung in eigener Person. Hechelnd und nach Beifall gierend schlich er im Stabe umher, willkommene Zielscheibe für den hohnvollen Spott Fieberg's.

»So, ßwei neue Divisionen vor der Front! Alles alte Leute oder Halbwüchsige, wie? Stimmung und Verpflegung schlecht, wie?«

»Herr Oberst, wir haben eingehende Vernehmungen gemacht! Die Gefangenen haben übereinstimmend gesagt ...«

»... ham se, so! Ham se gesagt! Und Sie nehmen das alles mit Märchenaugen auf wie die Eier vom Osterhasen! Von kritischer Auswertung noch nie was gehört, wie? Herr, wann werden Sie endlich ßu Verstand kommen! Wenn es nach Ihrem Quatsch da ginge, wären wir längst am Ural!«

Mit hochrotem Kopf kam der Major zurück und warf die Lagenkarte auf den Tisch.

»Das war das letztemal! Ich denke ja nicht daran, mich hier ... Ich bin doch nicht der Pfahl, an dem ... an dem ...«

Doch am nächsten Tage, kaum daß die *Flivo*-Meldungen eingezeichnet waren, riß er schon die Karte vom Tisch.

»Was ist da? Panzerkolonne im Anmarsch auf ... Geben Sie her, das muß ich ihm selbst ...«

Die Feindlagenkarte: Arbeitsbereich des O3. Leutnant Terbogen, der O4, half, bis die Hieroglyphenschrift beherrscht

wurde. Half auch weiterhin, obwohl seines Amtes eigentlich »Feindpropaganda« und »Truppenbetreuung« war. Solche Teilung der Sachgebiete war auch kaum möglich, da der Chef Direktberichte von der Front verlangte. »Der Feind ist vorn, Heickelmeyer, vorn!« So fuhren sie, sich täglich abwechselnd, nach vorn, den Dolmetscher Priesel zur Seite oder auch allein, palaverten, als »hohe Tiere« bestaunt, bei Regiments- und Bataillonsstäben und radebrechten auf Sammelplätzen mit taufrischen Gefangenen.

»*Kakoj polk? – Kakaja divisija? – Kak shishn, kak pitanje?*« Viel kam dabei nicht heraus.

Doch die Sache machte Spaß. Der Blick weitete sich, erhielt Anteil am großen Geschehen, galt nicht mehr nur dem Waldrand dort vorn, dem Graben, dem Sonnenblumenfeld. Der ganze weite Raum der Ukraine wurde sichtbar auf Karten, in Meldungen und Befehlen, von den Pripjetsümpfen und Kiew herunter bis zum Schwarzen Meer und zur Krim ... Und der wohlgeölte Mechanismus einer Militärmaschine, die mit vollendeter Präzision über dieses sommerträchtige Land hinwegrollte.

*Bjelaja Zerkow – Taraschtscha – Talnoje ...* (Woher die Namen nur kommen? Aber sie kommen, steigen auf wie Blasen aus dunklem Grund.) Westukraine, Land der schwarzen Erde! Mannshoher Mais, goldgelbe Weizenfelder, auf denen buntes Landvolk werkte, unbekümmert um Krieg und Tod. Erdnahe Dörfchen, in Grün gebettet. Weiß gekalkte Häuser mit Strohdächern, Gärtchen davor voll vielerlei Blumen. Niedrige, heimelige Stuben, bunt gemusterte Tischdecken, der Fußboden gescheuert und mit weißem Sand bestreut. Freundliche, in ihrer Not noch gastliche Menschen mit guten Gesichtern. In dunklen Ecken schimmerten Ikonen hinter dem stillen Licht. *Sein oder Nichtsein?* Oder doch nicht? Nahm das Leben andere Bahnen?

Kesselschlacht bei Uman, Anfang August. 20 russische Divisionen, rund drei Armeen, eingeschlossen auf engstem Raum. Die DO-Werfer brachten eine neuartige Munition zum Einsatz, die »Lungenreißer«-Rakete. 103 000 Gefangene, das Mehrfache an Toten. In den »Erfahrungsberichten« von Augenzeugen

gen stand Schreckliches zu lesen: ein Waldstück verkohlter Baumstümpfe; Fleischfetzen über Hunderte von Metern verstreut; blauschwarze Leichen mit aufgeplatzten Leibern ... Merkwürdig, das alles berührte nicht recht, blieb Papier, benötigte kaum ein »Ach!« und »Mein Gott!« ab oder gar ein »Toll, was?«. Ein Toter auf Papier wird seltsam wesenlos, schrumpft zum Abstraktum, zur Zahl zusammen. Auch Wilfried, der Benjamin, hier für den Stab war er nur eine Nummer. Und doch waren alle diese Tausende und Hunderttausende jeder für sich ein Benjamin ... Und plötzlich war Haß da auf diese Karten in Blau und Rot, auf dieses niedliche Spiel mit Symbolen. »*Division tritt an und nimmt in zügigem Vorgehen ...*« Wer trat an? Die Division? Menschen traten an, kämpften und fielen ... »*Starker Feind geht seiner Vernichtung entgegen.*« Wer? Starker Feind? Ein Feind? Menschen, Hunderte, Tausende, jeder für sich ein Benjamin ... Der Krieg wird lebensfern aus der Sicht der Stäbe, Gehirnakrobatik, Schachspiel. Darf man mit Menschen spielen? ... Erste Gedanken. Bisher war in Rußland nicht viel Zeit gewesen zum Denken.

»Nein, man darf es nicht!« sagte Terbogen. »Es ist schon eine verdammte Scheiße.« Er war Katholik. Ein glatter Schädel, das Haar millimeterkurz, kleine, etwas schrägstehende Augen; ein Stresemann-Kopf. »Und deshalb werde ich auch zusehen«, sagte er, »daß ich hier wegkomme. Es klingt verrückt, ich weiß es, aber vorn ist der Krieg menschlicher.«

*Kirowograd ...*

Während die Divisionen nach Süden eindrehten in Richtung auf das Schwarze Meer, hielt der Korpsstab Siesta in der ersten größeren Stadt. Niedrige, breite Häuser, breite Straßen mit schlechtem Pflaster, Drahtgewirr zwischen hölzernen Masten; auch Kirchen. Ein Pope hielt Gottesdienst, hatte sich versteckt gehalten durch Jahre, so hieß es. Blau-gelbe Fahnen. Geschäftiges Volk mit blau-gelben Armbinden. Und Spruchbänder: *Dank den deutschen Befreiern!* und: *Es lebe die freie Ukraine!* – Ein Iwan lief zu, hieß wirklich so, und bei Licht gesehen war es doch keiner, sondern ein Deutscher; Iwan Iwanowitsch Gottwalt; aus einem Dorf bei Saporoshje. »Wenn es los-

geht mit Schießen«, hatte Vater Johann ihm gesagt, »machst du dich rieber, bei deine deitsche Brieder!« Nun war er da, freudestrahlend, und man behielt ihn. Er konnte von Nutzen sein, kannte das Volk hier besser als Priesel. Sonderführer (Z) Priesel, der Dolmetscher, schleppte mancherlei Mädchen ins Quartier, auch eine junge Lehrerin, die Heine auf Deutsch rezitierte und von Blau-Gelb nicht viel hielt. Ohne alle Nebenabsicht, versteht sich! Dazu war er zu blutarm und zitterig, der Erwin Priesel, briet lieber Katzen mit dem Elektriker unten im Keller. Und hier tauchte auch dieser Leutnant der »Geheimen Feldpolizei« auf, Tangojüngling mit engem Waffenrock und einem feschen Kniff in der Dienstmütze, ein unangenehmes Lächeln um die vollen Lippen. Er sagte nicht viel, tat geheimnisvoll, Heickelmeyer empfing ihn in Privataudienz. Er sah die Lehrerin, beäugte sie, stellte ein paar Fragen. Anderntags kam sie nicht, tauchte auch nicht wieder auf.

*Bobrinjez – Jelanjez – Nikolajew ...*

Nikolajew!

Sein Nikolajew, ja! Er hat ein Anrecht auf diese Stadt, hat zu ihr ein intim-makabres Verhältnis. Er kennt sie nackt ...

»Fahn Se mal runter ßu den Ungarn!« hatte der Chef gesagt. »Sehn Se mal ßu, wo die sind!« Gemeint war das ungarische Schnellkorps, das von Westen auf der anderen Seite des Bug herankam. Übrigens hatte er sich wieder in eine Ortschaft gesetzt, und genau dorthin, wo die Nord-Süd-Rollbahn die Ost-West-Straße kreuzte.

Wo hatte man die Ungarn zu suchen? Erst mal bei Woßnesensk über den Don und dann in weitem Bogen nach Westen. Eine Tagesfahrt oder gar mehr. Rumänen zogen heran, wilde Burschen mit hohen Fellmützen und seltsamen Helmen, Viehherden, Pferdekoppeln und Heufuhren dabei, auch ganze Planwagen voll Weibervolk. Ungarn? Sie zuckten mürrisch die Schultern, die Ungarn waren nicht ihre Freunde. Weiter! Ein Name auf der Karte lockte: Nikolajew, die Hafenstadt am unteren Bug. Ziel des Angriffs, der seit Tagen von Norden rollte. Weiter nach Süden, quer zu den Vormarschstraßen, durch Staub und bedrückende Einsamkeit. Links irgendwo, weitab,



floß der Bug, und dort lag die Stadt. In der Ferne rumpelte und polterte es. Eine Landstraße jetzt, glatt und zum Teil mit kleinen Steinen gepflastert, nach Osten hin ansteigend. Rotbraun hing der Himmel darüber. Brandgeruch. Und da waren die Ungarn! In Feldstellungen hockten sie auf den Höhen des westlichen Flußufers, vor sich die rauchende, von schepfernden Detonationen erschütterte Stadt. Die Holzbrücke gesprengt, die Straße aufgerissen; das Blechgewirr eines Fahrrades dort und das, was eine detonierende Mine von einem Menschen übrigließ. Am Straßenrand spielte ein Ungar im Sand: mit einem Stückchen Draht kratzte er nach den grünen Holzkästen, hatte schon vier ausgebuddelt. Er deutete auf die Fußspur, auf der man weiterkonnte. Vorn am Ufer hinter einer Bretterbude ein ungarischer Leutnant mit vier Soldaten in Deckung. Durch einen Feldstecher suchte er das andere Ufer ab. »Wie steht's da drüben?« – »Nix mähr! Allä wäg, fort!« – »Waren Sie drüben?« – »Wir nicht drübän. Verbotten! Stränger Befäll!« Richtig, die Ungarn durften nicht! Die Stadt sollte von den Deutschen genommen werden, von Norden und Osten. Aber die motorisierte Division hing auf halbem Wege fest, und die 16. Panzerdivision hatte sich am östlichen Stadtausgang einigeln müssen, allein zu schwach, um die Stadt zu stürmen oder auch nur die Ströme der nach Osten entweichenden Russen aufzuhalten. Drüben lag die Stadt als magische Lockung. »Kann man da ... kann man da rüber?« Es ist Wahnsinn, ja! Was glotzt der so, dieser Jüngling? Weiß ja, daß es Wahnsinn ist! – »Bittä, sähr, unten liegt Bott.«

Die Ruder plätschern leise, glucksend schaukelt der Kahn im Sichtschutz der Brückentrümmer nach drüben. Zwei Ungarn sind dabei, freiwillig; nicht der Leutnant, der hat seinen Befäll. Nichts rührt sich. Alle Sinne sind gespannt. Lauernde Stille. Es ist Wahnsinn, Wahnsinn ... Aber was ist nicht Wahnsinn an diesem Krieg in ein Land hinein, das keine Grenzen kennt, das sich in den leeren Raum öffnet wie der Trichter einer Trompete. Auch daß der Chef wieder an einer Kreuzung sitzt, obwohl sie schon zweimal Flugblätter abwarfen und die Bevölkerung den Ort geräumt hat, ist Wahnsinn.

Knirschend bohrt sich der Kiel in den Sand. Baumgrün, Ufergärten, zur Stadt hin ansteigend. Stille. Eine Straße, Humelpflaster aus Feldsteinen, führt nach oben. Rechts ein Betonbunker; die Eisentür pendelt in den Angeln – leer. Weiter! Kein Mensch zu sehen. Weiter, die zwei Handgranaten aus dem Wagen am Koppel, das zehnschüssige Beutegewehr unter dem Arm. Die Ungarn haben nur ihre Karabiner. Was ist das gegen einen Schuß aus dem Hinterhalt! Es ist Wahnsinn.

Und dann öffnet sich weithin ein Platz. In der Mitte auf einem Postament ein grauer Lenin, überlebensgroß, den Arm ausgestreckt, Rauchschwaden ziehen um seinen Kopf. Und rings in weitem Umkreis ein Flackerkranz lodernder Flammen, herausschlagend aus Prunkfassaden mit Säulen und Treppen, aus offenen Dachstühlen, aus den Reihen geborstener Fenster. Der Platz aber wimmelt von Menschen. Sie hasten und huschen umher in einer ameisenhaften, unverständlichen Geschäftigkeit. Kein Lärm ist zu hören, kein Geschrei, kein Laut. Nur das Knistern und Prasseln der Brände, das helle Knacken und Knarren berstenden Gebälks und das dumpf blecherne Dröhnen vereinzelter Explosionen. Über den Platz aber, mitten durch die Menge, tritt müden Schrittes, den Kopf fast am Boden, ein Pferd. Darauf ein Kerl mit bloßen Füßen, Schlägermütze, in der linken Hand eine Flasche, die rechte um ein Mädchen geschlungen, das vor ihm sitzt, zurückgelehnt, den Rock bis weit auf die nackten Schenkel hochgezogen, die Augen geschlossen und den Mund aufgerissen zu einem irren, lautlosen Lachen. Der Gaul schleicht an dem Denkmal vorbei, der Richtung nach, in die Lenins steinerner Arm weist.

500 Meter noch die Hauptstraße entlang im Schutze der drei- und vierstöckigen Häuserfronten. Auch hier stumme Betriebsamkeit. Kisten, Fässer, Säcke und Bündel quellen aus Kellern heraus, verschwinden in Kellern. Möbelstücke, Betten, Körbe, Eimer, gezerrt und geschleppt, auf Handwagen verladen. Alles in einer stummen, hektischen Betriebsamkeit, als ob dies und nur dies hier sinnvoll und von Wert sei. Eine Stadt im Chaos zwischen Gestern und Morgen.

Niemand beachtete die Bewaffneten; nur manchmal traf

sie ein scheuer Blick, hielt sie wohl, das Erdbraun der Ungarn mißdeutend, für eine Nachhut der eigenen flüchtigen Streitmacht. Erst als sie wieder über den Fluß waren und sich im ersten Dämmerlicht durch das Minenfeld tasteten, blaffte hinten rechts ein MG auf. Rattatat – rattatat ... Ziuu – ziuuu ... Gesehen und erkannt! Warum erst jetzt? Warum nicht vorher? Bei der Landung, bei dem Weg durch die Stadt? Wahnsinn, Wahnsinn ...

Weite Rückfahrt in den Abend, in die Nacht hinein; in schweigendes, vom kalkigen Licht des Vollmonds überflutetes Land. Es war zwei Uhr nachts, als sie den Gefechtsstand erreichten. Doch was war das? Narrete sie der Mond, der hoch über der Kreuzung hing? Keine Häuser mehr. Mauerzacken, Kaminreste, Schuttberge. Durch das Geröll war eine Fahrspur freigelegt und durch Striche gekennzeichnet. Dort, wo die Ia-Unterkunft gewesen war, stöberte ein Flaksoldat im qualmenenden Schutt. »Was war denn hier los?« – »Bomben. Heute mittag.« – »Und der Korpsstab?« – Der Mann nannte ein Dorf, 7 km entfernt. Im Tal eines Flüsßchens saß der Stab, wohlversteckt, weitab von jeder Rollbahn. Ic hatte Glück gehabt; keine Verluste. Nur die Registratur hatte dran glauben müssen und ein Kraftfahrer von Ia.

Sie waren alle noch auf, doch von Nikolajew wollte niemand etwas hören. Auch der Chef nicht; er hatte Schorfstellen im Gesicht und einen breiten Leukoplaststreifen auf der Stirn. »So«, sagte er nur, »die Stadt ist also frei, meinen Sie? Dann kann Hube morgen ja einrücken.« Am nächsten Tage besetzten die Panzer kampflos die Stadt.

Nikolajew ...

Holzbaracken direkt am Bug, Unterkünfte eines Sportvereins, garantiert frei von Zeitbomben! Hauptmann Gabusch ist richtig stolz, »... und heute schmeckt's schon wieder!« Augusthitze, 30 Grad, 40 Grad! Schwimmen, Rudern, Dienst im Trainingsanzug, in der Badehose. Selbst der Chef, das Pflaster noch auf der Stirn, zeigt sich in flatternden Shorts, ein rosa-rot aufgebrannter, wabbeliger Neptun. Man lebt von dem Saftfleisch fußballrunder, flaschengrüner Wassermelonen, *Arbusen*

heißen sie, Iwan besorgt sie auf dem Markt. Der Krieg ist weit weg. Explodierende Zeitbomben sind kein Krieg, und auch kaum die verrückte *Rata*, die einmal, ihr MG verspritzend, in 10 Meter Höhe den Flußlauf entlangjagt. Hitlers Leibstandarte schießt sich um den Kriegshafen Cherson herum, der Dnjeprbogen wird von Infanterie ausgeräumt, um Dnjepropetrowsk schließt sich der Ring. Zweite Augushälfte 41. Das Korps gibt eine Division ab und noch eine. Leutnant Terbogen bekommt Bücherkisten und Grammophone mit Platten zur Truppenbetreuung. Arien aus dem »Vogelhändler«, dem »Bettelstudent«; »Roter Mohn ...«, Rosita Serano. Aber es sind keine Truppen mehr da zum Betreuen. Ein Korpsstab z.B.V. macht Ferien vom Krieg. »Hoch droben auf dem Berg ... da weiß ich ein Haus ...«, das *Dawaj*-Lied hören sie besonders gern. Zehn Tage Ruhe, zehn Tage Sommer, Sonne, Frieden ...

Sieh da, die Lampe oben brennt! So spät schon? Ein Scheißlicht, mit Verlaub. Für Licht könnten sie wenigstens sorgen, wenn man hier schreiben soll. Schreiben ... Wo sind wir gewesen? Ach ja, 1941, Ende August.

Ende August, trübes Wetter, Regen. »Der Herbstwind weht übers Stoppelfeld ...« Aufbruch, nach Norden!

... *Kirowograd – Kremmentschug*.

11. September 41. Die Fahrzeuge rumpelten über die Pontonbrücke. Flak-Gedröhn, Bomben, *Ratas*, der Brückenkopf lag unter schwerem Beschuß.

Am 12. gelang der Durchbruch. Mit zwei motorisierten Divisionen jagte das Korps durch die Lücke nach Norden. Chorol, 75 km, am gleichen Tage, Lubny, 100 km, am 13. Und von Norden her, von Konotop, war die Panzergruppe 2, Guderian, vorgestoßen bis Lochwiza. Kesselschlacht ostwärts Kiew! Am 11. war der Kessel geschlossen, zehn Tage später war er »ausgeräumt«. Fast 700 000 Gefangene! Hohe und höchste Stäbe. Generale und Kommissare. Niemand erschoss sie mehr, das war lange vorbei. Und es waren auch zu viele. Vor Ic standen sie Schlange. Vernehmungen, Protokolle. Priesel schaffte das nicht mehr, und ein weiterer Dolmetscher wurde ange-

schaft, Sonderführer (K), rotblond und seriös, Vater Landgerichtsdirektor, bitte sehr! Und alle sagten sie aus; einer, Oberst vom Stabe der »Südwestfront«, war gar nicht zu halten, wollte durchaus die Baupläne für ein neues sowjetisches Kampfflugzeug aufzeichnen. »Ihr nicht wißt, was das hier bedeutet! Rußland kaputt, Stalin kaputt. Ihr habt den Krieg gewonnen!«

*Lubny – Lochwiza – Romny ...*

Das Korps wurde der Panzergruppe<sup>2</sup> unterstellt, auf die Kotflügel machten sie das große G des Panzerhelden Guderian. Am 1. Oktober brach der Stab auf nach Norden. Man munkelte von der Entscheidungsschlacht des Jahres: Moskau! Es war wieder schön, schon seit Tagen. Eine warme Sonne goß Gold auf Bäume und Felder. Die Ferne zerfloß in spätsommerlichem Dunst; hoch oben kreiste einsam ein Raubvogel ... Gegen Mittag stieg eine Wolkenwand hoch. Es wurde kalt; kälter; noch kälter! Haaalt! Wo sind die warmen Sachen, verdammt! Übermantel, Kopfschützer! Es schneit. In der Kiste natürlich, ganz unten, wer denkt auch an Winter! Es schneite dicke, feuchte Flocken. In zehn Minuten war ringsum alles weiß, und die Fahrzeuge rutschten auf schmieriger Spur. Gab es denn das? In zehn Minuten Winter?

*Konotop.*

Eine naßgraue Bahnstation, in Schnee gehüllt. Und darunter versteckte sich knöcheltiefer schwarzer Morast. Terbogen erhielt einen Stoß Plakate zur Ausgabe an die Truppe: Tagesbefehl Hitlers zum 2. Oktober 41. »SOLDATEN DER OSTFRONT!« Schwarz auf weißem Grund ... »... liegt dieser Gegner bereits am Boden!« – »... ein letzter entscheidender Stoß noch vor Einbruch des Winters ...«

*Konotop – Gluchow ...*

Vorwärts zum letzten, entscheidenden Stoß auf Moskau! »Wo bleibt das Korps?« funkte Guderian. Er war schon über Orel hinaus, strebte auf Tula zu. Bei Brjansk und Wjasma schlugen sie eine Doppelschlacht, 600 000 Gefangene! »Wo bleibt das Korps?« Ja, wo blieb es? Von Lubny bis Gluchow über 200 km verstreut, steckte es im Schlamm bis über die Achsen. Auf einer 18-Tonnen-Zugmaschine der Artillerie –